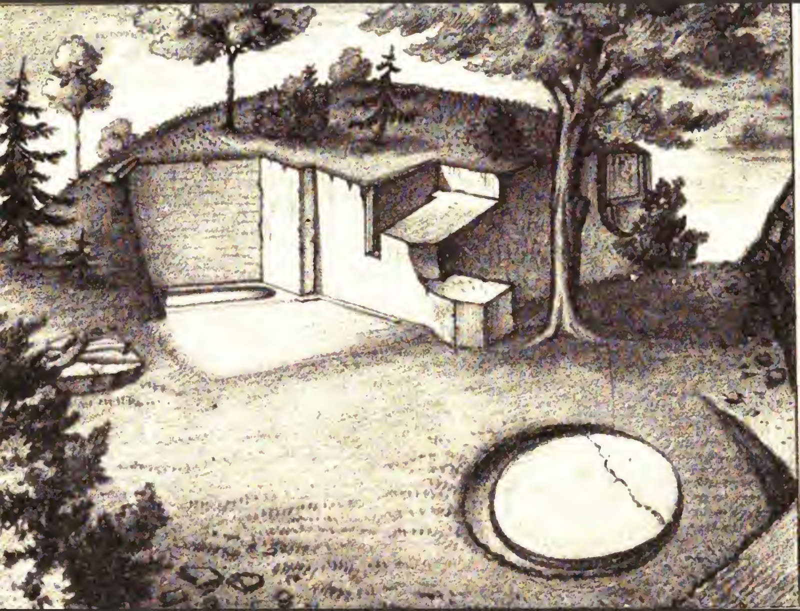


Die Ausgrabungen des Historischen Vereines der ...

Historischer Verein der Pfalz, Spires


EX
LIBRIS
KARL
REICHARD
W.K.

DIE AUSGRABUNGEN DES HISTORISCHEN VEREINES DER PFALZ

WÄHRENDER DER VEREINSJAHRE

1884/85 UND 1885/86.

SPEIER 1886.

H. GILARDONE'SCHE BUCHDRUCKEREI.

FESTGABE

ZUR

V. SÄCULARFEIER

DER

UNIVERSITÄT HEIDELBERG

VORWORT.

Das im Laufe des verflossenen Herbstes zur Ausgabe gelangte, die Stelle der für das Vereinsjahr $18^{84}/_{85}$ bestimmten Publikation vertretende Urkundenbuch der Stadt Speier war die Ursache, dass seit dem Juli 1884, d. h. seit dem XII. Hefte der „Mitteilungen", den Mitgliedern kein Bericht über das Gedeihen des Vereines und die Thätigkeit seines Ausschusses erstattet werden konnte.

Der Ausschuss des historischen Vereines der Pfalz hat daher beschlossen, die 500jährige Jubelfeier der altehrwürdigen Ruperto-Carola, mit deren Schicksalen auch die bayerische Rheinpfalz von jeher aufs engste verwachsen war, zu benutzen, um in einer Festschrift Zeugnis abzulegen von dem immer erfreulicher sich gestaltenden Fortgange der auf die Pflege der heimatlichen Geschichts- und Altertumskunde gerichteten Bestrebungen des Vereines. Dabei war die Ansicht massgebend, dass eine richtige Auffassung und Würdigung der vom Vereine vertretenen Interessen und der in Verfolgung derselben erzielten Resultate am besten durch eine möglichst eingehende Schilderung seiner Unternehmungen auf demjenigen Gebiete sich erreichen lasse, das derselbe in seiner besonderen Lage stets als das vorzugsweise in Betracht kommende angesehen hat. Denn hier an den vielumstrittenen Ufern des schönen Rheinstromes hat seit den Tagen der Kelten, der Nemeter, Vangionen und Triboccer, der Römer und wieder der Franken und Alemannen durch die Zeiten der alten deutschen Kaiserherrlichkeit hindurch bis in die Gegenwart eine Kulturschichte auf die andere sich gelagert, und zahlreicher als vielfach anderswo finden sich hier die Denkmäler der Vorzeit in vorgeschichtlichen Hügelgräbern wie in fränkisch-alemannischen Leichenfeldern, in den Strassen und Kastellen, Villen und Industriestätten der Römerzeit wie in den Klöstern und Domen des romanischen und

gothischen Baustiles. Daher wird ein Verein, der das Erbe einer solchen Vergangenheit zu wahren sich zur Aufgabe gesetzt hat, vor allem darauf angewiesen sein, die stummen Zeugen derselben, welche Spaten und Pflug in unerschöpflicher Fülle fortwährend an das Licht des Tages fördert, und welche leider nur allzuhäufig durch Achtlosigkeit und Unverstand zerstört und verschleudert werden, mit all der Sorgfalt zu sammeln und künftigen Geschlechtern zu überliefern, die jede einzelne dieser geschichtlichen Urkunden billig beanspruchen darf. So soll denn im Folgenden der Versuch gemacht werden, durch einen zusammenfassenden Bericht über die Ausgrabungen des historischen Vereines der Pfalz während der Vereinsjahre 18⁸⁴/₈₅ und 18⁸⁵/₈₆, d. h. vom 1. April 1884 bis 31. März 1886 zunächst den Mitgliedern des Vereines, sodann aber auch jedem Freunde unseres Volkstumes und seiner Vergangenheit ein möglichst anschauliches Bild zu geben von dem Arbeitsfelde unseres Vereines, von der Methode seiner Thätigkeit und von den durch dieselbe bisher gewonnenen Erfolgen. Dass die letzteren hinter denen mancher gleichstrebenden, vielleicht über ein weniger ergiebiges Fundgebiet, aber über reichlichere Mittel verfügenden Vereine zurückstehen, ist dem Ausschusse wohl bekannt; aber andererseits erkennt er mit freudiger Genugthuung, dass trotz der idealen Zwecken und Bestrebungen meist so ungünstigen Zeiten das Interesse für die vom Vereine verfolgten Ziele von immer weiteren Kreisen der pfälzischen Bevölkerung geteilt wird, und findet der Wahrnehmung gegenüber, dass noch nicht alles ist, wie es sein sollte, noch nicht alles Erstrebenswerte auch wirklich erreicht wird, in dem alten Spruche Trost:

In magnis et voluisse sat est!

Prof. Dr. W. Harster,
I. Sekretär und Konservator d. hist. Ver. d. Pf.



Der Teufelstein

bei Frankelbach.

In der Frankelbacher Schlucht,
Einer tiefen Höhenbucht,
Schimmert vorn ein Dörflein mild,
Dunkeln hinten Klüfte wild.

Wie so still ist's dort ringsum!
Selbst die Vögel scheinen stumm.
Durch die Erlen weint der Bach;
Leise seufzt die Luft ihm nach.

Hoch gewölbt, lang hingestreckt,
Von des Wald's Gesträuch verdeckt,
Starrt ein Fels im moos'gen Kleid
Wie ein Rätsel grauer Zeit.

Riesengrab und Opferstein
Scheint in einem es zu sein,
Dran Natur und Menschenkraft
Haben einst vereint geschafft.

Wandrer, kannst du ohne Grau'n
Diese tiefen Rinnen schau'n,
Drin das Blut der Opfer quoll,
Und die Schrift geheimnisvoll?

Schlachteten Druiden hier
Manchen Menschen wie ein Tier?
Liess der Frankenpriester Wut
Fliessen hier der Feinde Blut?

Lauerten sie hier versteckt,
Wo kein Auge sie entdeckt,
Wo von fern den Feind sie sah'n
Und wie Wölfe fielen an?

Wer erhellt des Rätsels Nacht?
Nur dass Graus'ges ward vollbracht
In der Schlucht im dunkeln Hain,
Sagt noch heut der Teufelstein.

Ja, es ruht auf ihm ein Fluch!
Deutlich sagt's und laut genug
Uns die alte Sage noch
Von dem unschliessbaren Loch.

An des Felsenhügels Schweif
Hing sich einst ein Feuerreif
Fest an eines Bauers Pflug,
Der die Ochsen fluchend schlug.

Huh, wie floh'n sie da entsetzt,
Wie von Geister Wut gehetzt!
Doch ein Loch blieb seit dem Tag,
Das zu schliessen nichts vermag.

Das vorstehende, im Jahre 1874 in der „Palatina“, dem Beiblatte der „Pfälzer Zeitung“, erschienene Gedicht von Pfarrer Böhmer in Bosenbach veranlasste im Sommer 1884 den Sektionsingenieur *Göhring* in Wolfstein, zur Zeit Bezirksingenieur in Kaiserslantern, eines der thätigsten und verdientesten Mitglieder des Vereines, die besungene Stelle aufzusuchen, welche er etwa einen Kilometer südwestlich vom Orte Frankelbach (Bezirksamt Kusel) in einer Thalschlucht, von Bäumen tief beschattet, auffand und als einen gut erhaltenen „heiligen Hain“, eine Kultusstätte der alten Germanen oder Kelten erkannte, worauf auch der Name eines nahen Bergabhanges „Götzen-Höll“ hinzuweisen scheint. Für einen derartigen Zweck war die Lokalität in vorzüglicher Weise geeignet: in einem vom Lauterthal abzweigenden, vom Frankelbach durchflossenen engen Seitenthal erhebt sich auf waldigem Bergeshang ein auf drei Seiten von steilen Felswänden umgebenes Plateau; der dasselbe nordwärts begrenzende niedrigere, aber in einer kompakten Masse lang hingestreckte Fels ist die eigentliche, mit dem Namen „*Teufelstein*“ bezeichnete Kultusstätte, welche unsere Titelvignette sowie die beiden Ansichten auf Tafel I nach Göhrings Zeichnungen darstellen. Die von Göhring im Auftrage des historischen Vereines vorgenommenen Schürfungen haben gezeigt, dass der bezeichnete Fels ursprünglich beträchtlich höher erschien, als er heutzutage den Blicken sich darstellt, da der ganze Plateauraum mit Gerölle von dem südlichen höheren Abhange zugeflötzt ist. In diesen zum Opferstein ausersehenen Felsen nun sind mit guten Instrumenten schön und scharfkantig eingehauen, so dass jeder Hieb noch heute deutlich sichtbar ist:

1. der eigentliche *Altar*, auf dem das Opfer geschlachtet wurde, vom Volksmunde das „Jungfrauenbett“ genannt; derselbe ist 2,70 m lang, 1,00 m breit, steht 0,80 m über den Stand des Priesters vor und ist auf zwei Seiten von Blutrinnen von ca. 0,15 m Breite und 0,20 bis 0,25 m Tiefe umgeben;

2. das *Plateau*, auf dem der opfernde Priester seinen Stand hatte; es hat bei einer Länge von ca. 3.80 m eine Breite von ca. 2.60 m;

3. rückwärts von diesem ein kleineres Plateau von 2.00 m Länge und 1.00 m Breite, in welches das *Blutbecken* eingehauen ist, eine ovale Vertiefung von ca. $^{1.70}/_{0.80}$ m Durchmesser und 0.20 m Tiefe, zu welchem vom Altar aus eine etwa 10 Centimeter breite Blutrinne führt.

4. Zwischen dem unter Nr 2 beschriebenen Plateau und dem Altar befindet sich eine *Zwischenwand* von 1,50, bezw. 0,80 m Höhe und 0,70 m mittlerer Stärke, welche den opfernden Priester von dem Opfer selbst trennte und ihm nur so viel Platz am Altar gewährte, um dem Opfer die Kehle durchschneiden zu können.

5. Auf der vordern Seite des Altars, dem Opfernden gegenüber, ist eine *Vertiefung* in den Felsen eingehauen, deren Boden ca. 1.20 m tiefer als der Altar liegt, 2.15 m lang und 1,15 m breit ist. Der Zweck dieser Vertiefung ist nicht recht klar; doch dürfte von hier aus durch Unterpriester oder -Priesterinnen das Opfer auf den Altar gehoben und der Platz dann von denselben als Standort während der Opferung benützt worden sein, um darüber zu wachen, dass das Opfer vorschriftsmässig vollzogen würde.

6. Eine ähnliche, in das Gestein eingehauene *Vertiefung* befindet sich an der vorderen Wand des Felsens.

7. Zwischen diesen beiden Vertiefungen, doch näher bei der zuletzt genannten ist eine Viertelkugel derart ausgehauen, dass eine *Konsole* entstanden ist, die wahrscheinlich zur Aufnahme des Bildes derjenigen Gottheit bestimmt war, der man hier opferte, und der der Hain geweiht war; der Radius der Kugel beträgt 0,60 m.

8. Eine gleiche *Konsole* befindet sich in der weiter gegen Süden gelegenen Felswand.

9. Dicht vor dem Opferstein liegt ein ovaler *Steintisch*, der wahrscheinlich bei den Opfermahlzeiten benützt wurde; derselbe ist zwar durchgebrochen, lässt aber deutlich erkennen, dass er 2,50 auf 2,10 m gross und 0,50 bis 0,60 m dick war. Seine Bearbeitung ist, da er bis zur Oberfläche im Boden steckte und daher nur an dieser der Verwitterung ausgesetzt war, sehr gut erhalten und zeigt an der unteren Kante einen 0,10 m hohen und 0,15 m breiten, nach innen zurücktretenden Absatz.

Das *„unschliessbare Loch“* endlich, dessen das obige Gedicht erwähnt, befindet sich am äussersten nordöstlichen Ende des Teufelsteines und ist heute noch daselbst sichtbar. Die davon in dortiger Gegend umgehende Sage lautet dahin, dass, als einmal der Grossvater eines noch jetzt lebenden Bewohners von Frankelbach hier pflügte, der Pflug auf ein Hindernis gestossen und das Gespann still gestanden sei. Mit Fluchen und Toben habe der Bauer die Pferde angetrieben, welche darauf mit plötzlichem Ruck wie rasend davon gerannt seien; an dem Pfluge sei der Henkel eines grossen eisernen Topfes hängen geblieben, den der Mann mit nach Hause genommen habe, während der Kessel selbst mit fürchterlichem Gepolter in die Tiefe gestürzt sei. An der Stelle aber sei ein Loch sichtbar geblieben, das nie zugefüllt werden könne.

So besitzen wir denn an dem Teufelsteine bei Frankelbach mit seinen gleich Kulissen hervortretenden und zurückspringenden, senkrecht behauenen Felswänden, seinen glatten Flächen und Stufen, seinen tief eingeschnittenen Rinnen und Becken einen altheidnischen Opferaltar, bei dessen Anblick den modernen Beschauer wohl ein geheimes Grausen erfasst, wenn er daran denkt, wie manches menschliche Schlachtopfer hier geblutet haben mag. Leider ist der geheimnisvolle Zauber, der über der Örtlichkeit ruhte, so lange dieselbe noch in tiefer Waldesnacht verborgen lag, durch die inzwischen erfolgte Abholzung des Waldes wesentlich beeinträchtigt worden. Doch ist von der Kgl. Forstbehörde auf gegebene Anregung der Platz bereits wieder mit rasch wachsenden Bäumen bepflanzt worden, die hoffentlich schon in Bälde zu einem schattigen Dache über der unheimlichen Stätte sich wölben werden.

Wir wenden uns nunmehr zu den Unternehmungen des Vereines zum Zwecke der Aufdeckung **prähistorischer Gräber** und berichten zunächst über die gleichfalls von Bezirksingenieur *Göhring* am 14. und 15. Mai und wieder am 9. und 10. Juli des Jahres 1884 vorgenommene Abtragung von vier Grabhügeln im Jungwalde bei *Aschbach* (Bezirksamt Kusel), deren bereits das Intelligenzblatt vom Jahre 1828 in Nr. 7 gedenkt. Dieselben liegen hart an der von Rothselberg nach Lautereeken ziehenden Römerstrasse an einer Stelle, die auch insofern interessant ist, als hier fünf Gemarkungen und zwar diejenigen von Wolfstein, Aschbach, Hundheim, Lohnweiler und Offenbach (Preussen) zusammengrenzen. Ausser diesen Hügeln befand sich an derselben Strasse, etwa 300 Meter oberhalb der „blauen Halde" bei Wolfstein, in einem Rindenschlage ein weiteres kleines Grab, dessen Öffnung jedoch ausser Brandspuren kein weiteres Resultat ergab.

Dagegen lieferten die beiden ersten der eingangs erwähnten, nach der bewährten Methode des Obersten *v. Cohausen* in Angriff genommenen vier Grabhügel ein sehr befriedigendes, die aufgewandte Mühe reichlich lohnendes Ergebnis. Das Material, aus welchem dieselben bestanden, war ein sehr zäher Lehmboden, nach allen Richtungen hin von Baumwurzeln durchzogen, welche die Arbeit bedeutend erschwerten. Bei beiden Hügeln hatte der gewachsene Boden in der Mitte eine muldenförmige Vertiefung, wie aus den auf Tafel II u. III aufgetragenen Profilen zu ersehen ist; bei jedem Fundgegenstande, wie auch an vielen andern Stellen zeigten sich Brandspuren.

Der **Hügel Nr. I** (s. Tafel II) hatte einen Durchmesser von 27—28 Meter und eine mittlere Höhe von 1,40 Meter. Ein Steinkern von unregelmässig aufgeschichteten Rollsteinen, der sich in der Mitte des Hügels vergrösserte, zog sich von Norden nach Süden. Zu Tage gefördert wurden nachverzeichnete Gegenstände, sämtlich aus Bronze:

1. Ein *Halsreif* von 160 mm Durchmesser und 6 mm starkem Drahte mit kreisrundem Querschnitt, welcher sich gegen den Verschluss hin bis auf $3^1/_2$ mm verjüngt und mit 2 Reihen vertiefter Punkte verziert ist. Der Verschluss selbst wird durch ein fingerartiges Ineinanderhaken des einen vertical aufgebogenen Endes in das andere horizontal umgebogene bewirkt. Der Reif hatte ziemlich horizontale Lage und fand sich bei 1,09 m unter dem Horizonte, also 0,31 m über dem natürlichen Terrain, für die Folge bezeichnet mit (—1,09 m + 0,31 m). — S. Taf. VI. Fig. 1.

2. Ein *Armreif* von 65 mm Durchmesser und $4^1/_2$ mm starkem Draht von kreisrundem Querschnitt ohne Verzierung. Leider war derselbe so stark oxydiert, dass er nicht ganz gehoben werden konnte. Seine Lage auf dem gewachsenen Boden war gleichfalls eine horizontale.

3. Zwei sehr gut erhaltene offene *Armreife* von ovalem $^9/_7$ mm starkem Querschnitt und 63 mm Durchmesser mit hübscher, aus 4 Reihen Punkten und einer Reihe kleiner Kreise mit Punkten in der Mitte bestehender Verzierung. Ihre Lage bei (— 1,10 m + 0,30 m) war eine gegen den Horizont geneigte. — S. Taf. VI. Fig. 2.

4. Eine Anzahl sehr dünner *Blechstücke* von etwa 40 mm Breite, in deren einem noch eine Niete steckt, wie ausserdem auch 2 kleine lose Nieten, desgleichen Lederteile

und Reste eines Gewebes dabei gefunden wurden: also wohl Teile eines Gürtels. Mit einem der Blechfragmente sind Knochenteile fest verwachsen. Lage horizontal bei (—1,10 m + 0,30 m).

5. *Armreif* von 70 mm Durchmesser aus $3^1/_2$ mm starkem Draht; die nach aussen gekehrte Seite ist mit einer Reihe vertiefter Punkte verziert. Der Ring, in dessen Innerem Reste von Knochen gefunden wurden, war ungewöhnlich stark oxydiert, seine Lage (—1,15 m + 0,25 m).

6. Ein vom gewachsenen Boden aufgehobenes kleines *Beschlagstück* in Form eines Dreizackes mit kurzen, weitabstehenden, oben knopfartig abgerundeten Haken. — S. Taf. VI. Fig. 3.

7. Zwei massive *Fussringe* von 115 mm Durchmesser und 12 mm Stärke, ohne jede Verzierung. Bei (— 1,15 m + 0,25 m) lag der eine Ring vertical, der andere etwas geneigt.

8. Im Mittelpunkte zerstreut verschiedene *Knochenreste*.

Aus der Lage der Fundgegenstände kann man schliessen, dass hier zwei Leichen verbrannt, die Knochenreste nach der Verbrennung gesammelt und in die Mitte des Hügels verbracht wurden. Thonscherben wurden in diesem Grabe nicht gefunden, ebenso keine Spur von Eisen.

Der **Hügel Nr. II** hatte einen Durchmesser von ca. 22 Meter und eine mittlere Höhe von ca. 1,70 Meter. Lose Rollsteine fanden sich im ganzen Hügel unregelmässig zerstreut; ein eigentlicher Steinkern jedoch war nur in der Mitte und von da in der Richtung gegen Norden aufgeschichtet.

Gefunden wurden nachstehende Gegenstände, soweit sie aus Metall bestehen, gleichfalls sämtlich aus Bronze:

1. Ein glatter *Armreif* von 5 mm Stärke und 60 mm Durchmesser, bei (— 1,50 m + 0,20 m) in horizontaler Lage.

2. Ein offener *Armreif* von 59 mm Durchmesser und ovalem Querschnitt von $2^1/_2$:5 mm Stärke mit einfacher, aus 4 parallelen Linien in Entfernungen von ca. 7 mm bestehender Verzierung. Ein kleiner Teil des Reifes ist abgebrochen und nicht gefunden worden. Lage horizontal bei (— 1,50 m + 0,20 m).

3. Ein glatter geschlossener *Halsreif* von 164 mm Durchmesser und kreisrundem Draht von $8^1/_2$ mm Stärke bei (— 1,55 m + 0,15 m) in horizontaler Lage.

4. Sieben Stück zu je 4 und 3 zusammenoxydierte offene *Armreife* von 68 mm Durchmesser und 5 mm Drahtstärke. Die Enden der Reife sind mit 3 parallelen vertieften Strichen geziert; ihre Lage bei (— 1,60 m + 0,10 m) war eine horizontale.

5. Zwei geschlossene glatte *Fussreife* von 110 mm Durchmesser und 9 mm Drahtstärke bei (— 1,60 m + 0,10 m) in horizontaler Lage; beide zeigen im Innern, der eine in stärkerem, der andere in geringerem Grade die charakteristische zweiseitige Abnützung, welche, wie es scheint, durch das Einnähen in die Beinkleider, zu deren Straffhaltung sie bestimmt waren, veranlasst worden ist.

6. *Thonscherben* eines kleinen Gefässes, das etwa 140 mm Weite und 6—8 mm Wandstärke hatte. Der Thon hat blaue Farbe und ist ziemlich hart gebrannt. Lage bei (— 1,50 m + 0,20 m).

7. Zwei offene, 140 mm weite *Halsreife* aus gewindartig geschnittenem Draht von 4 mm Stärke, bei denen in jedem Quadrant die Richtung des Gewindes wechselt; die spitz zulaufenden Enden sind beiderseits glatt. Bei (— 1,50 m + 0,20 m) lag der eine Reif horizontal, während der andere aufrecht stand und daher in drei Teile zerdrückt wurde. S. Tafel VI. Fig. 5.

8. *Urnenfragmente* von blauem, wenig gebranntem Thon bei (0,50 m + 1,20 m); aus den Scherben lässt sich erkennen, dass dieselben 3 Urnen angehört haben; die eine dürfte einen Durchmesser von 295 mm, die zweite einen solchen von 305 mm und die dritte von 325 mm gehabt haben.

9. Ein *Armreif* aus 20 mm breitem Bleche, das gegen den Schluss hin auf 2 mm sich verschmälert und ursprünglich wohl in Spiralen endete, wie eine solche unter Nr. 11 gefunden wurde. Die Lichtöffnung des Ringes bildet ein Oval von $^{73}/_{63}$ mm Weite; seine Lage im Boden war vertical (bei — 1,35 m + 0,35 m). Dabei wurden Holzreste angetroffen.

10. Zwei grosse, wohlerhaltene *Radnadeln*, wie sie zur Befestigung des Gewandes auf der Brust getragen wurden. Die Nadel hat eine Länge von 160 mm, der Kopf einen Durchmesser von 63 mm. Die Spitzen waren bei der Auffindung in (— 1,40 m + 0,30 m) gegen Süden gerichtet. — S. Taf. VI. Fig. 6.

11. Eine *Spirale*, aus 3 mm starkem Drahte bestehend, wahrscheinlich zu dem unter Nr. 9 beschriebenen, in unmittelbarer Nähe gefundenen Armreif gehörig, bei (— 1,35 m + 0,35 m).

12. Im mittleren Steinkern Knochenreste, zerstreut, wie beim ersten Hügel.

Auch dieser Hügel deckte demnach die Überreste mehrerer Leichen, deren verbrannte Knochenteile in die Mitte des Hügels verbracht worden waren. Eisenteile wurden auch hier nicht gefunden.

Leider nicht in gleicher Weise wie bei den ersten Gräbern lohnte sich die nach mehrwöchentlicher Pause vorgenommene Durchsuchung der gleichfalls sehr umfangreichen und starkbewaldeten Hügel Nr. III und IV, da in dem ersteren gar keine, in dem letzteren nur wenige Beigaben gefunden wurden.

Der **Grabhügel Nr. III** hatte einen Durchmesser von 26—27 Meter und eine mittlere Höhe von 1,40 Meter. Abgesehen von Brandspuren und einem Stück Rötel wurde nichts gefunden als ein aus Lesesteinen ziemlich gut aufgeschichteter Steinkern von 4,00 m Länge, 1,15 m Breite und 0,70 bis 1,20 m Höhe.

Der **Grabhügel Nr. IV**, der grösste von allen, auf Tafel IV dargestellt, hatte bei einem Durchmesser von ca. 30 Meter eine Höhe von 1,80 Meter. Die darin vorgefundenen drei kleineren und der mittlere grosse Steinkern, ebenfalls aus Lesesteinen der Umgegend bestehend, wurden ringsum freigelegt und sorgfältig abgebrochen.

In dem äussersten, 2,40 m langen, 0,80 m breiten und 0,75 m hohen Steinkern wurden gefunden bei (— 1,70 m + 0,15):

1. ein *Bronze-Armreif* von ca. 90 mm Durchmesser und 4½ mm Drahtstärke. Derselbe war so stark oxydiert, dass er nur in vielen Stücken zu Tage gefördert werden konnte.

Im zweiten Steinkern, welcher eine Länge von 1,60 m, eine Breite von 0,70 m und eine Höhe von ca. 0,65 m hatte, wurden keinerlei Beigaben gefunden. Dagegen lieferte der dritte Steinkern, der bei einer Länge von 2,80 m eine Breite von 1,00 m und eine Höhe von ca. 0,90 m hatte:

2. einen *Bronze-Armreif* von 84 mm Durchmesser und ebenfalls 4½ mm Stärke mit einigen Holzrestchen bei (— 1,75 m + 0,10 m). Leider konnte auch dieser Gegenstand nicht ganz gehoben werden.

Der grosse, mittlere, ziemlich kreisrunde Steinkern von ca. 6,50 m Durchmesser und 0,80 bis 0,90 m Höhe enthielt bei (— 1,50 m + 0,30 m):

3. einen kleinen, aber massiven *Bronzering* von 68 mm Durchmesser und 8 mm Stärke.

Über diesem mittleren Steinkern lagen bei (— 0,60 m + 1,20 m) und (— 0,90 m + 0,90 m):

4 und 5. zwei gut erhaltene, aber eine äusserst starke, teils zweiseitige, teils vierseitige Abnutzung zeigende *Fussringe* aus Bronze. Der eine Ring lag unter einem Stein auf einer Schichte von ziemlich gut erhaltenem Holz, wobei auch ein Teil eines Gelenkknochens gefunden wurde. — S. Taf. VI. Fig. 7.

6. Eine schön gearbeitete *Pfeilspitze* aus grauem Feuerstein (S. Taf. VI. Fig. 8) und

7. ein Stück eines gelben *Feuersteines* wurden ausserhalb und zwar westlich des dritten Steinkernes bei (— 1,65 m + 0,20 m) aufgefunden.

Brandspuren kamen überall zerstreut im Hügel vor.

Wir schliessen hieran sogleich den Bericht über die Aufdeckung zweier Grabhügel bei *Potzbach* (Bez.-Amt Kaiserslautern), da die hiebei gemachten Funde vollständig denjenigen von Aschbach gleichen. Hier in den Staatswaldungen zwischen Potzbach und Otterberg, Abteilung „Backofen“, finden sich in einer Linie von Osten nach Westen dicht beisammen liegend fünf Grabhügel und in einiger Entfernung nördlich vom fünften ein sechster, alle von beträchtlicher Grösse, der letzte ca. 40 m im Durchmesser haltend, teilweise jedoch schon früher angegraben. Die Abtragung der zwei kleinsten, immer noch 20 und 24 m messenden Hügel unternahm der Berichterstatter in Verbindung mit Bezirksingenieur Göhring in der Zeit vom 27./29. August vorigen Jahres. Leider hatte die Aufdeckung des ca. 1,25 m hohen kleineren Hügels, wiewohl derselbe ohne Zweifel noch völlig intakt war, abgesehen von Thonscherben, die an verschiedenen Stellen zerstreut sich vorfanden, ein gänzlich negatives Resultat. Günstiger dagegen war der Zahl der Fundgegenstände nach das Ergebnis bei dem grösseren auf Tafel VI dargestellten Hügel, der eine Höhe von ca. 1,95 m besass, und dessen Inneres von der Peripherie des dritten der concentrischen Kreise an, in welche der Hügel bei seiner Vermessung von

Meter zu Meter eingeteilt worden war, aus einer kompakten Masse zum Teil sehr schwerer Steine bestand, welche ebenso wie die das Erdreich durchziehenden starken Baumwurzeln die Arbeit wesentlich erschwerten und wohl auch die Beschädigung mancher schon im zerdrückten Zustand aufgefundenen Gegenstände verursacht haben.

Das Verzeichnis derselben ist folgendes:

1. *Thonscherben,* gefunden bei (— 1,80 + 0,15).

2. 4 Stück zusammengehöriger *Armreife,* von denen die beiden mittleren noch fest zusammenhängen und sowohl oben als unten scharfkantig abgeschliffen sind, während die beiden äusseren Ringe, wie leicht erklärlich, diese Abschleifung nur auf der inneren, resp. unteren Seite zeigen. Die einzelnen Ringe haben einen Durchmesser von 66 mm und im jetzigen Zustande der Abnützung eine grösste Drahtstärke von 5 mm, sind sämtlich offen und bestehen, ebenso wie die folgenden Metallgegenstände, aus Bronze. Sie wurden bei (— 1,53 m + 0,42 m) horizontal liegend mit Holzteilen zusammen gefunden.

3. 4 den vorstehend beschriebenen völlig gleichartige, aber nicht zusammenoxydierte *Armreife,* die in unmittelbarer Nähe der vorigen mit anhaftenden Lederteilen schräg im Boden lagen.

4. Die Hälfte eines *Halsreifes* von 160 mm Durchmesser und 7 mm Drahtstärke bei (— 0,68 m + 1,27 m); die andere Hälfte konnte nicht gefunden werden.

5. Zwei offene *Armreife* gleich den unter Nr. 2 und 3 aufgeführten, der eine mit einseitiger, der andere mit zweiseitiger Abnutzung, der letztere ausserdem mit einer Verzierung, die in einer 5 mm breiten, in Abständen von ca. 15 mm angebrachten Einkerbung besteht. Lage horizontal bei (— 0,82 m + 1,13 m).

6. *Fussring* von $^{87}/_{81}$ mm Durchmesser und 8 mm Drahtstärke mit Gusszapfen, von der Grabensohle aufgelesen, wahrscheinlich aus (— 80 m + 1,15 m).

7. Massiver, in drei Stücke gebrochener *Fussreif* von 69 mm Durchmesser und 9 mm Dicke, auf der Aussenseite mit drei Reihen dicht beisammenstehender, tiefer Punkte verziert. In schräger Lage gefunden bei (— 62 m + 1,33 m).

8. Zwei offene, oben und unten bis auf 3 mm abgeschliffene *Armreife* von 67 mm Durchmesser aus (— 0,68 m + 1,27 m).

9. Zwei schwere *Fussreife* von 121 mm Durchmesser und 14 mm Dicke mit deutlichem Ansatze des Gusszapfens, nach Hinwegräumung eines grossen Baumstumpfes im Schutte gefunden, wahrscheinlich aus (— 0,50 + 1,45 m).

10. Glatter, in vier Stücke zerbrochener *Halsreif* von 168 mm Durchmesser und 6 mm Drahtstärke, mit doppeltem Gusszapfen. Lage schräg bei (— 1,30 m + 0,65 m).

11. *Urnenfragmente* bei (— 1,75 m + 0,20 m).

Zu erwähnen ist endlich noch das Vorkommen eines rundlichen Feuersteinsplitters und ziemlich grosser Stücke von Holzkohle.

Das wiederholt erwähnte Fehlen von Eisenbeigaben in diesen sämtlichen Gräbern, das Auftreten einer Pfeilspitze aus Feuerstein, überhaupt aber der primitive Charakter der meisten Fundgegenstände mit den an Hals- und Fussringen teilweise noch vorhandenen

Gusszapfen nötigt uns, diese Funde der älteren Bronzezeit zuzuteilen. Die wichtigsten Stücke des gesamten Fundmaterials sind ohne Zweifel die beiden prachtvollen Radnadeln und die schönen Halsreife mit wechselnder Torsion. Von letzteren sagt Dr. Ingvald Undset in Christiania in einem „Zur Kenntnis der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden" betitelten Aufsatze in der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst" Jahrg. V. Heft I. S. 16, dass Ringe mit wechselnder Torsion, welche im Norden bekanntlich die grösste Verbreitung gefunden haben, dem Rheingebiet unterhalb Mainz (Museum zu Kassel) nicht mehr fremd und ein Beweis seien für die Berührung des nördlicheren Teiles des mittleren Rheingebietes mit der Bronzealter-Gruppe Norddeutschlands und der skandinavischen Länder. Ueber die Radnadeln aber äussert derselbe Gelehrte S. 17, dass sie für das Rheinland besonders eigentümlich seien, insofern sie speziell im Hessischen häufig und heimisch seien, ebenso in den angrenzenden Landstrecken des oberen Donaugebietes, sowie in der Pfalz und der Rheinprovinz, während sie südlich im Rheinthale nur etwa bis nach Karlsruhe und Hagenau reichen, im Nordosten ins Wesergebiet und das Hannöversche übergehen. Die Bemerkung endlich, welche wir auf S. 18 des erwähnten Aufsatzes finden, dass nicht einmal die in den Rheinlanden in der Bronzezeit übliche Begräbnisweise hinlänglich bekannt sei und es scheine, dass, während die Hügelgräber im Süden immer *bestattete* Leichen enthalten, sich im Norden (etwa unterhalb des Main?) in denselben oft Leichenbrand finde, veranlasst uns auf die zahlreichen Brandspuren und andererseits die nur vereinzelte Auffindung unbedeutender Knochenreste in den von uns beschriebenen Gräbern hinzuweisen.

Wesentlich anderen Charakters ist eine Reihe von Funden, welche in vier verschiedenen Zeiträumen vom Frühjahr 1884 bis in die jüngste Vergangenheit dem Speierer Museum aus einem Orte zugegangen sind, aus welchem Altertumsfunde bis dahin überhaupt nicht bekannt geworden waren, nämlich aus dem östlich von Rheinzabern mitten in der Rheinniederung gelegenen Dorfe *Leimersheim*. Die Verwaltung dieser Gemeinde, schon lange um die Auffindung einer ergiebigen Kiesgrube bemüht, hatte endlich einen Acker im Distrikte „Wolfsberg" zu diesem Behufe erworben, wo, wie sich gezeigt hatte, unter der etwa 0,40 m dicken, aus leichtem Alluvialboden bestehenden Ackerkrume bis zum Grundwasserspiegel und noch tiefer hinab sandiger Kies sich findet. Die Stelle ist von dem Hochufer des Rheines bei Kuhardt, Rheinzabern und in der Nähe der Rülzheimer Strasse zwischen 1800 und 3600 m entfernt und dacht sich nach allen Seiten fast unmerklich ab, bleibt aber, wie man sagt, bei Überschwemmungen meist wasserfrei; im übrigen jedoch bietet sie durchaus nichts Auffälliges und namentlich nichts, was auf das frühere Vorhandensein einer einigermassen bedeutenden, sei es natürlichen oder künstlichen Erhebung könnte schliessen lassen.

Hier nun wurde im Frühjahr 1884 zu dem bezeichneten Zwecke der Kiesgewinnung von einem etwa 300 Quadratmeter grossen Teile des Ackers die obere Lage abgetragen und dabei eine Anzahl Gräber (nach den Aussagen der dabei Anwesenden 8—10) aufge-

deckt. Dieselben waren in der Richtung von Südosten nach Nordosten wenig über einen Fuss tief der Art in die Kiesschicht eingeschnitten, dass die sie erfüllende fette und lockere Erde sich deutlich von dem sie umgebenden Kiese abhob. Eines dieser Gräber hatte eine Länge von 2,00 m bei einer Breite von 0,55 m, und in diesem Grabe fand sich ein grosser Halsreif nebst 4 gleichartigen, paarweise zusammengehörigen Fussreifen. In drei anderen Gräbern fanden sich ausserdem 2 weitere Fuss- und ebensoviele Armringe nebst 2 Fibeln und die Spirale einer dritten. Ausserdem wurden Knochen in ziemlicher Zahl gefunden, namentlich Arm- und Beinknochen, welche durch das sich ihnen mitteilende Kupferoxyd der Ringe besser vor Verwesung geschützt worden waren. Auch früher schon sollen völlig zersetzte Knochen etwa 200 m von der gegenwärtigen Fundstelle entfernt bei der Anlegung sogenannter Kartoffelmieten zum Vorschein gekommen sein. Die vier, bezw. sechs übrigen Gräber waren leer.

Nachdem diese ersten Funde durch Lehrer Cammisar in Leimersheim erworben und mit seltener Uneigennützigkeit dem historischen Vereine zum Geschenke gemacht worden waren, wurden dem letzteren bald darauf von dem früheren Eigentümer des Grundstückes, welcher auf eigene Faust an der Fundstelle weiter gewühlt hatte, abermals 2 besonders schön erhaltene Fussreife und 2 völlig gleichartige Armreife nebst einem eisernen Gürtelhaken zum Kaufe angeboten und für die Sammlung erworben.

Am 8. und 9. September desselben Jahres alsdann machte der Berichterstatter selbst im Auftrage des Vereinsausschusses einen Ausgrabungsversuch in Leimersheim, wobei zuerst der Schutt entfernt werden musste, der von den durch die Gemeinde veranlassten Arbeiten her an der östlichen Seite des Ackers aufgehäuft lag. Nachdem dies geschehen, wurde eine Strecke von 20 m in der Länge und 6 m in der Breite auf etwa $1^1/_2$ Fuss Tiefe abgehoben, abgesehen von einem Feuersteinsplitter jedoch und einer Anzahl ziemlich gut erhaltener Knochen, welche weiter südöstlich von den vorerwähnten Gräbern an drei Stellen nebeneinander sich fanden, nichts entdeckt als ein zweiter Halsreif, der allerdings durch seine eigenartige Technik und wunderbare Erhaltung die aufgewandte Mühe doppelt und dreifach zu lohnen geeignet war. Derselbe lag genau an der Stelle, wo die zuletzt vom Verein erworbenen Arm- und Fussreife gefunden worden waren, und hart neben demjenigen Grabe, das den ersten Halsreif und die 4 gleichartigen Fussringe geliefert hatte. Von einer Fortsetzung der Ausgrabungen an dieser Stelle glaubte der Verein vorläufig Abstand nehmen zu dürfen, da bei der fortschreitenden Abtragung des Ackers seitens der Gemeinde etwa noch vorhandene Gräber notwendigerweise zum Vorschein kommen mussten und von den massgebenden Personen des Ortes die bestimmte Zusicherung erteilt worden war, dass alle sich ergebenden Funde dem Speierer Museum zugeführt werden sollten.

Dies ist denn auch in letzter Zeit mit einem dritten Torques, einem Fussreif und verschiedenen Bruchstücken zweier ähnlicher Reife, 6 Armringen und dem Fragment eines siebenten, wovon nur 2, bezw. 4 einander gleichen, einem Gürtelhaken, endlich einer besonders schön erhaltenen Fibel geschehen, welche sämtlichen Gegenstände wir wiederum der Vermittelung von Lehrer Cammisar verdanken. Die Fibel samt dem Halsreif und zwei Armringen wurden in einem Grabe beisammen gefunden; die übrigen Gegenstände verteilen

sich auf 4 weitere Gräber; ein den früheren ähnlicher geknöpfter Armring wurde nicht in einem Grabe, sondern in dem alten Abraumboden angetroffen. Die Zahl der sämtlichen bisher aufgedeckten Gräber beträgt bereits gegen 20, welche in drei Reihen hinter einander angelegt waren. Von einer ostwärts sich anschliessenden und in den angrenzenden Acker hinüberziehenden Reihe wurde erst ein Grab aufgedeckt, in demselben aber ausser Knochenfragmenten nichts gefunden. -- Wir schliessen hieran die Bemerkung, dass nachdem durch die letzten Zugänge die weitere Ergiebigkeit dieser Fundstelle ausser Frage gestellt scheint, der Verein im kommenden Sommer oder Herbste die Ausgrabungen in umfassenderem Masse wieder aufnehmen wird.

Es folgt nunmehr das Verzeichnis der einzelnen Fundgegenstände, wobei wir für das interessanteste und kostbarste Stück, den an zweiter Stelle erwähnten Torques, auf die von dem Berichterstatter in den „Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns" Bd. VI. Heft 2 und 3 gegebene Beschreibung und Abbildung, im übrigen auf unsere Tafel VII verweisen. Bei der grossen Anzahl namentlich geknöpfter Ringe, um die es sich hier handelt, wird es vielleicht zweckmässig sein, statt der Drahtstärke das Gewicht derselben oder beides neben dem Durchmesser anzugeben, wodurch ihre grosse Verschiedenheit am deutlichsten zu erkennen sein wird.

1. Grosser, durchaus mit der prächtigsten Patina überzogener *Halsreif* von $^{162}/_{159}$ mm Durchmesser und 586 gr Gewicht. Die hintere, auf dem Nacken aufliegende Hälfte ist glatt, aber mit einem reichen Ornament aus verschlungenen Bändern und die Zwischenräume ausfüllenden von Kreisen umgebenen Punkten versehen. Die vordere Hälfte hat beiderseits je 9 oben und auf der Aussenseite mit den gleichen Ringelchen verzierte wulstförmige Knöpfe, von denen der letzte 16 mm, die anderen 14 mm Durchmesser haben. Den Abschluss bilden zwei ungewöhnlich grosse, im Innern hohle Puffer von 30 mm Durchmesser, welche vermutlich mit einer farbigen Paste gefüllt waren, von der aber keine Spur mehr vorhanden ist. — S. Tafel VII. Fig. 1.

2. Vier *Fussringe*, deren Durchmesser nach einer Seite gleichmässig 86 mm, nach der anderen 79—83 mm beträgt, und deren Gewicht zwischen 78 und 85 gr wechselt. Sie haben wie der Halsreif kräftig gebildete Puffer, der übrige Körper der einzelnen Ringe besteht aus 38, 41, 48 und 49 Knöpfen, welche jedoch weniger den Eindruck von solchen als von Ringen machen, die in ungefähr ihrer eigenen Breite entsprechenden Zwischenräumen um einen glatten Reif gelegt sind. Die Ornamentierung durch kleine Rosetten, auf den Puffern je 4, auf den übrigen Knöpfen oben und unten je eine, ist die gleiche wie bei dem Halsreif, dessen Puffer übrigens allein nicht durch Gravierung verziert sind. Diese Ringe wurden, wie bereits erwähnt, paarweise zusammen getragen, zu welchem Zwecke die Puffer ebenso wie die kleineren Knöpfe mit einem scharfen Instrumente unten so weit abgeschnitten wurden (bis auf 5 mm bei einer ursprünglichen Dicke der einzelnen Knöpfe von 8 mm), dass eine glatte Fläche entstand und zwar bei dem einen Ringe eine nach aussen, bei dem andern eine nach einwärts geneigte. Die natürliche Abnutzung durch den Gebrauch zeigt sich in einer teilweisen Verwischung der Contouren im Innern der Ringe. — S. Taf. VII. Fig. 2 u. 3.

3. *Armreif* von $^{69}/_{60}$ mm Durchmesser und 33 gr Gewicht; von dem dazu gehörigen zweiten ist nur noch die eine Hälfte vorhanden, da die andere von den Findern, um die Beschaffenheit des Metalls zu prüfen, zerbrochen und weggeworfen wurde. Dieselben sind in der Technik mit den unmittelbar zuvor beschriebenen Fussreifen identisch. Der vollständig erhaltene zählt ausser den 2 Puffern 40 Knöpfe, welche, wie einzelne Spuren noch erkennen lassen, oben und unten mit je einer kleinen Rosette geziert waren. Im übrigen zeigen beide Ringe eine dreifache Abnutzung, nämlich auf der inneren, äusseren und unteren Seite. Letzterer Umstand beweist, dass auch diese Ringe paarweise getragen wurden; doch ist die Abschleifung hier eine natürliche, nicht wie bei den ähnlichen Fussringen eine künstliche, mittels eines scharfen Werkzeuges hervorgebrachte, und auch beträchtlich geringer als bei jenen. Die äussere Abnutzung rührt von dem öfteren Auflegen des Armes auf feste Gegenstände her, die innere, weitaus bedeutendste von der fortgesetzten Berührung mit dem menschlichen Körper.

4. Zwei *Fussreife* $^{89}/_{82}$ mm weit und 122, bezw. 128 gr schwer, mit nur 26 in ihrer Form ganz den kleinen Knöpfen des Halsreifes entsprechenden Knöpfen. Jeder einzelne Knopf ist auf drei Seiten, nämlich aussen, oben und unten mit je einer der bekannten kleinen Rosetten geziert, die beiden Puffer mit einer zweimal auf- und wieder absteigenden Wellenlinie, unter deren Erhebung auf der Vorderseite 5 Rosetten angebracht sind, während über ihrer Einsenkung oben und unten je eine solche sich befindet. Eine nennenswerte Abnutzung ist hier nicht vorhanden.

5. Zwei *Fibeln* (von einer dritten wurde nur die Spirale gefunden), beide ohne Nadel. Die eine mit niedrigerem Bügel ist 55 mm lang und hat eine in die Höhe und zugleich rückwärts gebogene Spitze von 15 mm Länge, die zweite, 43 mm lange mit stärker gewölbtem Bügel versehene hat den oberen Teil ihrer gleichfalls zurückgebogenen Nadelscheide eingebüsst; der Bügel ist durch abwechselnd schmälere und breitere kreisförmige Rinnen verziert, welche bei dem zweiten Exemplar deutlicher hervortreten, als bei dem stärker oxydierten ersten. — S. Taf. VII. Fig. 4.

6. Zwei *Fussreife* ähnlich den unter Nr. 4 beschriebenen, nur dass die Puffer nicht die dort erwähnten Wellenlinien zeigen, sondern oben und unten je 4 Rosetten, während dagegen jeder der 29 übrigen Knöpfe wieder je eine Rosette auf der oberen, unteren und äusseren Seite hat. Das Gewicht dieser Ringe, die wie die beiden folgenden besonders gut erhalten sind, beträgt 156, bezw. 158 gr, ihr Durchmesser $^{93}/_{80}$ mm. — S. Taf. VII. Fig. 5.

7. Zwei *Armreife* derselben Art mit $^{69}/_{65}$ mm Durchmesser, 64 gr Gewicht und 25 Knöpfen, welche wiederum mit 3 Rosetten geschmückt sind, während die Puffer deren 7—9 in eine nicht ganz regelmässige Linie gestellte zeigen. — S. Taf. VII. Fig. 6.

8. Ein eiserner *Gürtelhaken*, dessen zurückgebogene Spitze jedoch zum Teil abgebrochen ist, 38 mm lang mit einem bei der Auffindung noch vorhandenen, dann aber abgebrochenen und wieder verloren gegangenen ca. 20 mm langen und 7 mm breiten geraden Fortsatze. Die Form ist die eines auf zwei Seiten dreimal ausgezackten Dreiecks; in der Mitte ist eine unregelmässige, kleeblattähnliche Oeffnung eingeschnitten.

9. Ein *Halsreif* von $^{157}/_{145}$ mm Durchmesser und 182 gr Gewicht. Die grössere Hälfte ist glatt und ähnlich, aber einfacher als der oben beschriebene Halsreif verziert; die

Puffer haben einen Durchmesser von 28 mm, der an jeden derselben sich anschliessende, auf der oberen und vorderen Seite mit je 4 Rosetten gezierte Knopf einen solchen von 15 mm. Dann aber folgen statt weiterer Knöpfe beiderseits drei kreisrunde Verzierungen von 8 mm Durchmesser, welche durch zwei Querleisten von einander getrennt und nach unten durch eine ähnliche tropfenförmige Verzierung abgeschlossen sind. Dieselben sind in der Weise angebracht, dass der zwischen 7 und 8 mm dicke Draht des Reifes zu beiden Seiten der Schlussknöpfe oben und unten auf eine Dicke von 2 mm abgeplattet ist und auf die so gewonnene Fläche die noch jetzt äusserst wirkungsvollen Verzierungen (Rosetten, Querleisten und tropfenförmiger unterer Abschluss) aufgesetzt sind. Dieselben bestehen aus ursprünglich roten, vielleicht infolge vorübergehender Einwirkung von Feuer auf der Aussenseite gebleichten, im Innern aber noch rötlich schimmernden Korallen, welche mittels eines siegellackähnlichen, schwarzen Peches auf die Bronzeunterlage aufgekittet sind. Die Mitte jeder der grossen Rosetten nimmt ein Bronzestift ein, dessen Spitze auf der Rückseite des Ringes umgenietet, dessen breiter Kopf aber mit einem aufgestampften Goldplättchen belegt ist. Dasselbe ist bei den zwei kleineren Stiften der Fall, womit die Querleisten und die Abschlussverzierung auf dem Ringe befestigt sind, nur dass hier in die Köpfe der Bronzestifte rechtwinklige Kreuze eingeschnitten und die Rinnen mit Gold ausgelegt sind.

10. *Armreif* von $^{69}/_{60}$ mm Durchmesser und 60 gr Gewicht mit nur 14 weit auseinander stehenden, auf der oberen Seite jedesmal mit einer Rosette geschmückten Knöpfen und nicht viel stärker gebildeten, aber wie die Schlussknöpfe aller dieser Ringe im Innern hohlen und ursprünglich jedenfalls mit einer Paste ausgefüllten Puffern. — S. Taf. VII. Fig. 7.

11. *Halsreif* von 135 mm Durchmesser, der bei einer Drahtstärke von kaum 4 mm nur 40 gr wiegt. Die in petschaftähnliche Knöpfe auslaufenden Enden sind mit einem breiteren und 2 schmäleren Reifen geschmückt und leicht graviert.

12. Zwei glatte *Armreife* mit knopfartigen Enden, $^{64}/_{54}$ mm weit und 19 gr schwer bei einer Drahtstärke von $4^1/_2$ mm.

13. Eine trefflich erhaltene, noch vollkommen gebrauchsfähige *Fibel* von 95 mm Länge mit nahezu rechtwinklig gekrümmtem Bügel und einer aufwärts gebogenen Nadelscheide, die vom Bügelansatz bis zu ihrer Umbiegung 33 mm und von da bis zur Spitze 53 mm misst und vor dem Auslaufen in die Spitze ebenso wie die Wölbung des Bügels eine mit erhabenen und vertieften Ringen verzierte Anschwellung zeigt. Die ganze Nadel ist aus einem einzigen 2—4 mm dicken Drahte verfertigt. — S. Taf. VII. Fig. 8.

14. *Armreif* aus spiralförmig gewundenem Draht von 5 mm Stärke, $^{63}/_{58}$ mm weit und 26 gr schwer mit im Innern hohlen Puffern.

15 *Armreif* (von einem zweiten ist nur das eine Ende vorhanden) von $^{60}/_{52}$ mm Durchmesser und 19 gr Gewicht bei einer Drahtstärke von 4 mm. Die Enden petschaftähnlich mit einer durch 2 Einschnürungen gegliederten verhältnismässig starken Anschwellung.

16. *Armreif* von 4 mm Stärke, 63 mm Durchmesser und 14 gr Gewicht mit etwas dickeren, gekerbten Enden.

17. Hohler *Fuss- oder Oberarmreif* von 85 mm Durchmesser und ca. 30 gr Gewicht bei einer Drahtstärke von 7 mm; derselbe zeigt als Verzierung einen von 2 kleineren Ringen umgebenen 10 mm breiten und 13 mm dicken, im Innern gleichfalls hohlen Wulst, in dessen Öffnung das andere Ende des Ringes eingeschoben wurde. Von einem zweiten Exemplar ist nur die Hälfte und auch diese nur in Bruchstücken vorhanden, von einem dritten noch weniger; auch das beschriebene Stück ist in 2 Hälften zerbrochen und nicht ganz vollständig, wiewohl nicht gerade viel zu fehlen scheint.

18. *Gürtelhaken* gleich dem von Lindenschmit „Denkmäler unserer heidnischen Vorzeit“ Bd. III. S. 23 abgebildeten, nur dass hier der abgebrochene Haken und der ihn tragende Kopf fehlen. Die beiden Bruchstücke bestehen aus einer 40 mm langen, 18 mm breiten und 5 mm hohen Hülse mit einem Stifte in der Mitte und aus einer knopfartigen Scheibe von 30 mm Durchmesser, in der Mitte mit einer eigentümlichen weissen Unterlage eines farbigen Schmelzes; dieselbe scheint unmittelbar bei dem Schliesshaken gesessen zu haben, wie eine Rostspur andeutet. Von einem kleineren Zierknopfe zeigt sich neben derselben noch eine Andeutung, welche die Reste seines Befestigungsstiftes auf der Rückseite bestätigen.

Überblicken wir noch einmal die Leimersheimer Bronzefunde in ihrer Gesamtheit, so erkennen wir, dass das, wenn auch spärliche Auftreten von Eisen, die typische Form der Fibeln mit ihrer zum Bügel zurückgebogenen Nadelscheide, die puffer- oder petschaftähnlich endenden geknöpften Hals-, Arm- und Fussreife, namentlich aber die in den meisten derselben sich dokumentierende hohe technische Vollendung diese Funde der jüngeren, der römischen Herrschaft in unseren Gegenden unmittelbar vorausgehenden Bronzezeit zuweisen, die man nach einer besonders viele derartige Funde enthaltenden Pfahlbaustation im Neuenburger See in der Schweiz die la-Tène Zeit zu nennen gewohnt ist. Die schon jetzt ca. 28 Gegenstände umfassenden Funde, welche mit der Zeit hoffentlich noch sich mehren werden, gehören zu den wertvollsten Bereicherungen, welche unser Museum in letzter Zeit erhalten hat, besonders die beiden grossen Halsreife dürfen füglicherweise zu den Kleinoden der Sammlung gerechnet, der zweite wohl als Unikum betrachtet werden; denn die bei Lindenschmit „Denkmäler unserer heidnischen Vorzeit“ B. I, H. VI, T. 3, Nr. 4 u. 6 (Fundort: Kanton Wallis), sowie B. II, H. V, T. 1 Nr. 1 und 4 (Unterifflingen und Rüti bei Bülach) und H. XII, T. 4, Nr 3 (Departement der Vogesen) abgebildeten Ringe, auf welche man vielleicht verweisen könnte, zeigen so viele Verschiedenheiten, dass man wohl von einer gewissen Verwandtschaft, nicht aber von einer Analogie sprechen kann. Der Berichterstatter hatte früher die Ansicht aufgestellt, dass der mit den vier gleichen Fussringen zusammengefundene schwere Halsreif als der Schmuck eines Mannes, der weit leichtere aber zierlichere nebst den dazu gehörigen Arm- und Fussringen als derjenige einer Frau, und weil die diese Funde enthaltenden beiden Gräber, sowie die drei anderen, in welchen zuerst Beigaben gefunden wurden, dicht beisammen lagen, die Örtlichkeit nicht als ein allgemeiner, sondern als ein Familienbegräbnisplatz anzusehen sei, worauf

auch der übereinstimmende Charakter der Ornamente auf den Ringen hinweise. Diese letztere Annahme scheint nach der inzwischen bedeutend gewachsenen Zahl der aufgedeckten Gräber, und nachdem auch zahlreiche neue Typen von Schmuckgegenständen zu den früheren hinzugekommen sind, unsicher geworden zu sein, während die erstere recht wohl fortbestehen kann. Grössere Klarheit hierüber wird jedenfalls der weitere Fortgang der Ausgrabungen bringen, für welchen wir uns nach den bisher gemachten Erfahrungen wohl einen günstigen Erfolg versprechen dürfen. Dagegen kann eine andere Frage, welche damals noch offen gelassen wurde, nämlich ob die Gräber Flachgräber gewesen, oder ob dieselben, wie von namhafter Seite vermutet worden war, ursprünglich von einem hohen Erdhügel überdeckt gewesen seien, der in Folge der häufigen Rheinüberschwemmungen und der fortgesetzten Bodenkultur allmählich verschwunden sei, durch die Thatsache, dass bereits gegen 20 in vier Reihen geordnete Gräber zum Vorschein gelangt sind, schon jetzt endgiltig als in ersterem Sinne gelöst betrachtet werden. Am auffallendsten bleibt immer der Umstand, dass dieser prähistorische Friedhof in der damals doch wohl noch mehr als gegenwärtig den Überschwemmungen des Rheines ausgesetzten Niederung angelegt war, während die Wohnungen der Menschen, die hier ihre letzte Ruhestätte fanden, ohne Zweifel ebenso wie später die römischen Strassenzüge und Niederlassungen auf dem Hochgestade des Rheines sich befanden. Oder sollte vielleicht der Wunsch, die Überreste der teuren Toten gegen räuberische Nachstellungen zu schützen, bei der Wahl dieses Ortes bestimmend gewesen sein?

Den breitesten Raum in unserem pfälzischen historischen Museum wie fast in allen Museen der Rheinlande nimmt **die römische Zeit** ein, welche beinahe ein halbes Jahrtausend der Geschichte unserer Gegenden umfasst, und in deren Verlauf das herrschende Volk, das es so meisterhaft verstand, allenthalben, wo es nicht bereits eine ebenbürtige oder überlegene Kultur wie die griechische, vorfand, die unterworfenen Völker sich zu assimilieren und auf friedlichem Wege binnen wenig Menschenaltern zum Aufgeben ihrer nationalen Sprache und Sitte zu bringen, fast in jedem Fussbreit Erde, den es dauernder besass, die Spuren seines Daseins hinterlassen hat. Von grösseren Unternehmungen in dieser Richtung haben wir aus dem abgelaufenen Zeitraume drei namhaft zu machen, welche sich an die Namen *Mühlbach am Glan*, *Altrip* und *Oberstaufenbach* knüpfen. Zwar über die Aufdeckung eines römischen Urnenfeldes am erstgenannten Orte in den Jahren 1882 und 1884 ist vom Verfasser dieses schon wiederholt berichtet worden, das eine Mal kürzer in Nr. 6 des ersten Jahrganges (1884) des „Pfälzischen Museums“, das andere Mal ausführlicher unter Beigabe von 4 Tafeln mit Abbildungen der hauptsächlichsten Typen der dabei gefundenen Waffen und Geräte im dritten Hefte des IV. Jahrganges der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ S. 283—298, aber ganz können wir dieselbe doch in diesem zusammenfassenden Berichte nicht übergehen, da schon die Anzahl der dabei gemachten Funde, namentlich aber die Frage nach ihrer Datierung gerade diese Ausgrabungen als besonders interessant erscheinen lassen. Andererseits haben sich seit der Veröffentlichung des erwähnten Aufsatzes keinerlei neue Indizien ergeben, welche die daselbst aufgestellten Ansichten zu alterieren im stande wären, weshalb wir das Hauptsächlichste aus der dort gegebenen Darstellung für den wesentlich anders zusammengesetzten Leserkreis, auf welchen dieser Bericht hoffen darf, wiederholen.

Da in den bei *Mühlbach* aufgedeckten Gräbern Waffen in einer Zahl sich vorgefunden haben, wie man sie sonst nur in Gräbern des fränkisch-alemannischen Zeitraumes anzutreffen gewohnt ist, während der römischen Sitte das Mitgeben von Waffen in das Grab überhaupt widersprach, so musste zunächst der Nachweis geliefert werden, dass das Mühlbacher Urnenfeld thatsächlich ein römisches, bezw. aus römischer Zeit herrührendes sei. Dieser Nachweis schien sich zu ergeben einmal aus der topographischen Zugehörigkeit des Fundgebietes im weiteren Sinne, ferner aus der Anlage des Begräbnisplatzes und der Beschaffenheit der einzelnen Gräber, hauptsächlich aber aus dem Charakter der aufgefundenen Waffen und Geräte selbst. In ersterer Beziehung wurde unter Verweisung auf die im XII. Hefte der Vereinsmitteilungen erschienene „Archäologische Karte der Rheinpfalz und der Nachbargebiete“ von Dr. C. Mehlis darauf aufmerksam gemacht, dass in dem durch die Orte Glanmünchweiler, Lichtenberg, St. Julian und Kollweiler gebildeten Vierecke bei einer verhältnismässig geringen Anzahl prähistorischer und nahezu vollständigem Mangel fränkisch-alemannischer Fundstätten eine für dieses in römischer Zeit schwerlich besonders einladende Bergland ungewöhnlich grosse Zahl von römischen Niederlassungen und Fundplätzen verzeichnet ist, so dass die Vermutung von vornherein dafür spricht, dass ein hier zum Vorschein kommendes Urnenfeld kein anderes als eben ein römisches sein kann.

Der zweite Punkt betraf die Art der Beisetzung in diesen Gräbern, welche eine von der in fränkisch-alemannischen Reihengräbern durchgängig angewandten sehr verschiedene war und eher an die in prähistorischen Grabhügeln übliche erinnert. Es zeigt dies einerseits der Mangel an Sorgfalt, womit die in der Tiefe zusammengehäuften Urnen und sonstigen Gefässe nach oben zu geschützt wurden, indem anscheinend ganz achtlos Erde und Steine auf die Gefässe geworfen und infolge dessen viele vermutlich schon bei der Beisetzung zerstört wurden, andererseits in der Willkür, mit der bald ein wie mit blosser Hand aufgewühltes seichtes Loch zur Aufnahme einer Totenurne genügend befunden wurde, bald mit grösster Anstrengung ein zwei Meter tiefer Schacht in die aus zentnerschweren Steinen gefügten natürlichen Felsmauern gegraben wurde. Diese Regellosigkeit wurde in Gegensatz gestellt zu der strengen Regelmässigkeit fränkisch-alemannischer Reihengräber, welche in gleichen Abständen unter sich reihenweise angelegt sind, und in denen sozusagen die Stelle jeder einzelnen Beigabe durch Gewohnheit festgestellt ist, und verglichen mit der Unachtsamkeit und Planlosigkeit, womit in sogenannten Hünengräbern oft die Beigaben zwischen den Steinen verstreut und Urnen, auch abgesehen von der geringen Widerstandsfähigkeit prähistorischer Thongebilde, gewöhnlich schon durch das Gewicht der auf ihnen lastenden Steine zerdrückt sind.

Diese Ähnlichkeit mit prähistorischer Bestattungsweise im Gegensatz zu spät- oder nachrömischer schien auch durch die Beschaffenheit der aufgefundenen Gefässe bestätigt zu werden, welche fast ausnahmslos nur äusserst schwach gebrannt, ja zum Teil, wie anzunehmen ist, nur in der Sonne getrocknet sind. Die Verschiedenheit dieser Gefässe hinwiederum sowohl von den Erzeugnissen prähistorischer als fränkisch-alemannischer Töpferei und ihr ächt römischer Charakter ergab sich aus der Betrachtung der meist edle und gefällige Linien gebrauchenden Formengebung und aus der Einfachheit der ausschliesslich aus parallelen Kreisen, senkrechten und rautenförmig sich schneidenden Strichen und leichten Schraffierungen bestehenden Ornamentierung, womit eine staunenswerte Erfindungsgabe der Verfertiger dieser doch so nachlässig gebrannten Gefässe sich verbindet, insofern unter den mehr als 70 erhaltenen Stücken kaum zwei in Gestalt und Grösse einander vollständig gleichen.

Als noch beweiskräftiger hinsichtlich der römischen Herkunft dieser Grabfunde wurden die Gegenstände aus Metall angesehen, von welchen folgendes Inventar mitgeteilt wurde: ein Schildbuckel, zwei Gladiusklingen, das Bruchstück eines Pilums, neun andere Lanzen, dreizehn Beile, drei Messer oder messerartige Werkzeuge, eine Schmiedezange, eine Schafscheere, ein eiserner Schlüssel, ein grosser eiserner, wohl um einen Bronzekessel gelegter Reif, zwei eiserne Henkel von Bronzegefässen, der gedrehte Boden eines Bronzekruges gleich dem 1882 in Rheinzabern mit zahlreichen anderen römischen Küchengeräten aus Bronze gefundenen, Teile von wenigstens zwei mit Stielen versehenen bronzenen Seihgefässen, vier Fibeln, wovon zwei versilbert, nebst der zu einer der grössten Art gehörigen Nadel, eine Bronzeschnalle nebst zwei kleinen Ringen, ferner Scharniere, Beschläge, Nägel und kleinere Fragmente aus Eisen und Bronze in grosser Zahl.

War sonach der römische Ursprung dieser Gräber ausser Frage gestellt, so blieb doch die Zeit zweifelhaft, welcher wir dieselben zuzuweisen haben, da eine Grenze nur

nach einer Seite hin durch die Auffindung einer Bronzemünze von Nero und einer andern gleichfalls der julisch-klaudischen Dynastie angehörigen gegeben war. Dass aber das Mühlbacher Urnenfeld in eine verhältnismässig frühe Zeit zu versetzen sei, dafür wurde ausser den Anklängen an die prähistorische Zeit, wie sie in einzelnen Gefässformen und namentlich in der Sitte, die den Toten mitgegebenen Schwertklingen umzubiegen und dadurch unbrauchbar zu machen, hervortreten, auch die allgemeine Erwägung geltend gemacht, dass es doch wohl nur in der Übergangszeit aus der kelto-germanischen in die römische Epoche erklärlich war, wenn gegenüber dem allgemeinen römischen Gebrauch eine hinsichtlich des Stiles ihrer Waffen, Geräte und Schmuckgegenstände schon vollständig romanisierte oder für den Bezug derselben von den Römern abhängig gewordene Bevölkerung ihren Toten nach altgermanischer Sitte ihre Waffen mit in das Grab gab.

Indem sodann bemerkt wurde, dass keinerlei ausschliesslich für Frauen bestimmte Schmuckgegenstände in diesen Gräbern gefunden worden sind, wurde aus dem Zusammenhalt der verschiedenen Beobachtungen die Annahme abgeleitet, dass das Geschlecht, das bei Mühlbach am Westabhange des die Gegend beherrschenden Potzberges, des höchsten der Westpfalz, seine Toten begrub, die germanische Besatzung eines Römerkastelles gewesen sei, welche von den römischen Handwerkern und Kaufleuten ihre teilweise luxuriösen Geschirre und täglichen Gebrauchsgegenstände bezog und wenigstens die Thongefässe wohl auch nachbilden lernte, im übrigen aber der überlieferten Sitte gemäss verstorbenen Kriegskameraden vorzugsweise ihre Waffen mit in das Grab legte.

Gegenüber den etwa sich äussernden Bedenken endlich wegen der weiten Entfernung eines solchen Kastells von der römischen Verteidigungslinie am Rhein seit deren vollständigen Einrichtung alles westlich bis zum atlantischen Ocean gelegene Land von Truppen fast gänzlich entblösst war, wurde betont, dass auch dieser Umstand dazu zwinge, die Entstehung der Mühlbacher Gräber in eine möglichst frühe Periode der römischen Herrschaft auf dem linken Rheinufer zu verlegen, wo es zum Schutze der rückwärtigen Verbindungen der römischen Standlager am Rhein noch nicht überflüssig erscheinen mochte, einzelne Punkte des von den römischen Heerstrassen durchzogenen Berglandes durch Anlage kleinerer Befestigungen zu sichern.

Es erübrigt noch, dasjenige aus dem hiemit auszugsweise mitgeteilten Aufsatze nachzuholen, was über die äusseren Umstände, unter denen diese verhältnismässig so erfolgreichen Ausgrabungen stattfanden, daselbst gesagt ist. Im Frühjahr 1882 war es, dass auf der nordwestlichen Seite des Potzberges, ungefähr 120 Fuss über der Thalsohle zuerst Strassenarbeiter beim Kiesgraben auf Urnen stiessen und dieselben nach beliebtem Brauche auch sofort zerschlugen. Als dann aber die Funde sich mehrten und namentlich auch eiserne Waffen und Werkzeuge zum Vorscheine kamen, begannen die gebildeten Kreise der Gegend sich für die Sache zu interessieren und erstatteten dem historischen Vereine der Pfalz Anzeige. Dieser ordnete eine planmässige Fortsetzung der Ausgrabungen an, sah sich aber nach einem glückverheissenden Anfange durch ein Gebot der Gemeinde Mühlbach, der jener Platz gehörte, zur Einstellung der Arbeiten genötigt. Nach Verlauf von zwei Jahren traf eine vom Berichterstatter gegebene Anregung auf eine günstigere Stimmung seitens der Gemeindevertretung von Mühlbach, und so war es demselben ver-

gönnt, Ostern 1884 durch eine siebentägige, von der Witterung leider empfindlich gestörte Ausgrabungsthätigkeit den Bestand der bis dahin gemachten Metallfunde zu verdoppeln, denjenigen an Thongefässen aber zu verdreifachen. Eine spätere Wiederaufnahme dieser Ausgrabungen erscheint um so wünschenswerter, da es uns im Rheinlande gerade an solchen den Übergang aus der keltisch-germanischen in die römische Epoche illustrierenden Grabfunden noch in hohem Grade mangelt und andererseits die Wahrscheinlichkeit weiterer Funde namentlich unterhalb des bisher ausgebeuteten Platzes gegeben ist.

Wie sehr Ausgrabungen vom Glücke abhängig sind, das mit freier Huld seine Gaben zu verleihen pflegt und nur selten sich zwingen lässt, dafür lieferten die auf *Altrip* gerichteten Unternehmungen des Vereines, auf welche derselbe weitaus die grössten Hoffnungen gesetzt hatte, einen leider nicht besonders erfreulichen Beweis. Und doch waren diese Ausgrabungen nicht aufs Geratewohl hin begonnen worden, sondern auf eine von berufenster Seite im Namen der Wissenschaft an den Ausschuss gerichtete Mahnung, womit die Verheissung der grossartigsten Funde an römischen Bildwerken und Inschriftsteinen sich verband, falls die Analogie von mehr als 50 französischen Städten und neuerdings besonders diejenige von Neumagen an der Mosel auch in Bezug auf Altrip als zutreffend erfunden würde, wie dies die früher hier zu Tage getretenen Spuren fast mit Sicherheit erwarten liessen. Es ist nämlich eine charakteristische Eigenheit aller spätrömischen Ummauerungen wie des Castrums in Neumagen und jener gallischen Städte, dass zur Beschaffung der grossen Blöcke, die man als Fundamentsteine für das Mauerwerk notwendig hielt, die öffentlichen Gebäude, Grabmonumente u. dgl. zerstört und die einzelnen Blöcke derselben in die Fundamente der Befestigungen vermauert wurden, welche die Römer als letzte Schutzwehr gegen die immer häufiger und unwiderstehlicher die Grenzen des Imperiums überflutenden Barbaren errichteten. Die Fundergebnisse aus diesen spätrömischen Mauern haben zu Arlon die Unzahl Monumente geliefert, die Wiltheim seinerzeit publiciert hat, in Sens und Bordeaux mit einem Male grosse Museen geschaffen, überhaupt aber eine Fülle archäologischen Materials (grösstenteils behandelt von Caumont in Bulletin monumental) zu Tage gefördert. Dass das Trierer Museum den grossartigen Aufschwung, den es in letzter Zeit genommen, nicht zum geringsten Teile den 4000 Zentnern Skulpturen verdankt, die aus den Fundamenten der römischen Burg in Neumagen ausgebrochen wurden, ist Jedermann bekannt.

Auch von Altrip wusste man aus den Erwähnungen der alten Schriftsteller wie aus den ausgedehnten Mauerresten, welche bei jedem niederen Wasserstande noch jetzt im heutigen Strombette sichtbar sind, dass dieser Platz kein unbedeutendes Glied in der Kette römischer Befestigungen bildete, wodurch zuerst Drusus die Rheingrenze sicherte, und

welche zuletzt von Kaiser Valentinian I. (368 n. Chr.) noch einmal, aber vergeblich erneuert wurden. So wurden beispielsweise bei dem ungewöhnlich niederen Wasserstand des Rheines im Winter 1882 aus der im Flussbette liegenden Mauer eine Platte mit leider fast gänzlich verwischter Inschrift und ein grosser Block mit der eine Schmalseite zierenden Darstellung einer Eberjagd gewonnen, während gleichzeitig in der Nähe des badischen Ufers einige Hundert Meter unterhalb der ersteren Mauer aus den dort vorhandenen Ruinen ein Stein ausgebrochen wurde, der, wie es scheint, schon im Altertum zu verschiedenen Zeiten verschieden, als architektonisches Glied (einen geflügelten Genius mit einer Fruchtguirlande darstellend), als Inschrift — und zuletzt als Fundamentstein verwendet worden war.

Was die Römer veranlasste, diesem Orte, der, heutzutage auf dem vollständig flachen linken Rheinufer gelegen, seinen römischen Namen Alta ripa sehr mit Unrecht zu führen scheint, eine so grosse strategische Wichtigkeit beizulegen, würde für uns kaum verständlich sein, wenn nicht erwiesen wäre, dass bei Altrip und zwar etwas oberhalb des heutigen Ortes in früherer Zeit der Neckar in den Rhein mündete, wofür einerseits der Name des Altrip schräg gegenüber auf badischer Seite gelegenen, schon unter Karl dem Grossen genannten Dorfes Neckarau, andererseits der Umstand zeugt, dass bei Altrip und unterhalb desselben, nirgends aber oberhalb die charakteristischen roten, faustgrossen Neckargeschiebe sich finden. Dass die Sicherung und Beherrschung der in das Innere des Zehntlandes führenden Wasserstrasse des Neckars die Anlage einer Befestigung an seiner Mündung ebenso notwendig machte, wie die Vereinigung des Mains mit dem Rhein die Wahl des Ortes für den Hauptwaffenplatz der Römer diesseits der Alpen und das Zentrum ihrer ganzen militärischen Aufstellung bestimmt hat, bedarf kaum einer Erwähnung.

Gleichwohl sind nennenswerte römische Funde von Altrip aus früherer Zeit nicht bekannt geworden, wie es denn bezeichnend ist, dass in den von dem ersten bayerischen Regierungspräsidenten der Pfalz, Herrn von Stichaner, im Intelligenzblatte des Rheinkreises von 1818—30 über archäologische Vorkommnisse seines Regierungsbezirkes gegebenen, sehr dankenswerten Mitteilungen der Name Altrip nicht erwähnt wird, während doch mehr als anderthalbhundert pfälzische Fundorte daselbst namhaft gemacht sind. Dagegen enthält der erste Jahresbericht des historischen Vereines der Pfalz von 1842 aus der Feder des Konservators, Prof. Rupert Jaeger, unter anderem eine ausführliche Beschreibung von 8 aus Altrip stammenden römischen Denksteinen, darunter 6 mit Inschriften, über deren Auffindung S. 42 Folgendes berichtet wird: „Die vorerwähnten Steine wurden, so viel noch zu ermitteln ist, im Jahre 1835, als die Witwe Hook zu Altrip den westlichen Teil ihres Gartens umroden wollte, in einer Tiefe von vier bis fünf Schuhen, nebst einer Masse anderer, *unzweifelhaft römischer Bautrümmer*, grossenteils, wie es heisst, als Bestandteile einer durch denselben laufenden Grundmauer gefunden. Die Arbeit war zu mühsam, und wie es den Leuten schien, zu wenig belohnend, um sie länger fortzusetzen; man gab sie bald auf. Was aus der Tiefe zu Tage gekommen war, liess man teils im Garten liegen, teils ward es im Hofe des Wohnhauses aufgestellt.“ So blieb es, bis im Frühjahre 1841 die wichtigsten Stücke, 7 an der Zahl, worunter 2 Bruchstücke von Lengensteinen, durch den historischen Verein der Pfalz angekauft und in das Antiquarium nach Speier verbracht wurden. Im August desselben Jahres folgte die Erwerbung eines

im Besitze eines anderen Bewohners von Altrip befindlichen Votivaltars mit einer grossen Inschrift. Leider aber war inzwischen das interessanteste Stück dieser sämtlichen Funde, eine grosse Platte mit schöner, dem Mars und der Nemetona geweihten Inschrift zu Verlust gegangen, d. h. in Privatbesitz gelangt, aus dem es dann später in das grossh. Antiquarium in Mannheim kam. Wir in der alten Nemeterstadt müssen diesen Verlust um so mehr bedauern, als diese Inschrift ausser einer am Pictenwall in Schottland gefundenen die einzige ist, durch welche eine Göttin Nemetona, die Personifikation des Nemetervolkes, bezeugt ist. Auch ein Viergötter-Altar kam, nachdem er längere Zeit als Brunnenstein gedient hatte, in die Mannheimer Sammlungen, ebenso wie noch im Jahre 1882 ein in der Kirchhofmauer zu Altrip eingemauertes, einen Schiffer oder Fährmann darstellendes Relief. Dieses letztere jedoch ist von dem Mannheimer Altertumsverein zur Befestigung der freundnachbarlichen Beziehungen zwischen den beiden Vereinen dem unsrigen in diesen Tagen wieder abgetreten worden.

Alle diese Steine, wie noch manche andere, nach verschiedenen Seiten hin verschleppte, von denen man in Altrip zu erzählen weiss, stammten, so viel sich übersehen lässt, aus dem auf der nördlichen Seite des Dorfes gelegenen, seit jener Zeit der „Steingarten" genannten Grundstück der oben erwähnten Witwe Hook. Dort waren im Laufe des Winters 1842/43 abermals beträchtliche Ausgrabungen vorgenommen worden, über welche der zweite Bericht des historischen Vereines der Pfalz vom Jahre 1847 auf S. 16 folgende Nachricht enthält: „Die schon früher zu Tag gebrachte östliche Mauer war ungefähr 12 Schuh weit nach Norden hin aufgebrochen und eine ungeheure Masse Steine daraus gewonnen worden, teils gehauene Bruchsteine in Tafelform, teils Guss aus zerbröckelten Ziegelsteinen, deren auch welche im ganzen Zustande gefunden wurden, und kleinere Bruchsteine nebst fest daran haftendem Kitt. Nach Aussage der Arbeiter war ungefähr 3 Schuh unter der jetzigen Oberfläche ein festgestampfter Estrich, und vor demselben nach der östlichen Seite hin standen ungefähr 3 Fuss von der Hauptmauer von Zeit zu Zeit Pfeiler. Die Bruchstücke von Säulen, Bilder- und Inschriftsteinen waren unter der Mauer als Tragsteine gelegen. Auch in den benachbarten Gärten war gegraben, aber nur Bruchstücke von glatt behauenen Steinen in Plattenform gefunden worden, in einem auch ein unteres Stück von einem Meilensteine. In dem Garten des nächsten Nachbars nach Süden steht die Mauer mit ihrer Seitenfläche glatt zu Tage. Auf diese zog nördlich eine in rechtem Winkel sich anlehnende, die noch nicht freigelegt ist." Auch diesmal wurden im ganzen 8 Steine von da für das Speierer Lapidarium erworben, darunter zu den 2 schon 1835 gefundenen Meilensteinen noch 5 weitere, aus der Zeit von Septimius Severus bis Diocletianus (193—305 n. Chr.) stammende.

Hinsichtlich der Bestimmung des Gebäudes, in dessen Fundamente alle diese Steine verbaut gewesen waren, äussert Prof. Jaeger in der Anmerkung S. 47 und 48 eine mit der von ihm gegebenen Begründung etwas eigentümlich klingende Ansicht. Weil nämlich die festsitzende Mörtelkruste, von welcher die Altriper Steine stellenweise überzogen sind, *Kieselsteine* enthält, nach Mone's Bemerkung aber (Urgesch. d. bad. Landes I. 292) Kieselsteine im *römischen* Mörtel nicht vorkommen, sieht er sich zu dem Schlusse gedrängt, dass das bezeichnete Bauwerk ein dem Mittelalter angehöriges, christliches, vielleicht das von

König Dagobert zur Ehre des hl. Medardus erbaute Klösterlein gewesen sei, welches König Pipin im Jahre 762 mit Gütern und Zugehörungen der Kirche St. Salvator zu Prüm übergab, das aber zu Zeiten des Prümer Abtes Caesarius von Heisterbach, also im 13. Jahrhundert, bereits wieder eingegangen und verfallen gewesen sein müsse, da dieser die Altriper *Celle* als eine „vor alten Zeiten gewesene“ bezeichne. Übrigens fügt Jaeger die Bemerkung hinzu, dass nur planmässige, von Kundigen angestellte und geleitete Nachgrabungen zu lehren vermögen, inwiefern diese, wie er sagt, auch von anderen geteilte Vermutung richtig sei. Nach den vielen interessanten Funden, meint er, die uns schon bis dahin die blosse Gunst des Zufalls von Altrip zugeführt habe, und nach der Ausdehnung und Mächtigkeit des noch unberührt in der Tiefe fortziehenden Mauerwerks zu urteilen, welche durch die trostlose Sterilität jener Gartenstücke mitten unter fruchtbarem Ackerlande sattsam bekundet werde, würde sich eine solche Ausgrabung gewiss reichlich lohnen, und müsse deshalb recht sehnlichst gewünscht werden, dass der historische Verein eine solche zu veranstalten sich recht bald entschliessen möge.

Seitdem sind nahezu 40 Jahre vergangen, bis dieser wohlberechtigte Wunsch wenigstens teilweise sich erfüllt hat; seine vollständige Realisierung, wenigstens insoweit er auf die Blosslegung und Ausbeutung der Hauptmauer sich bezieht, wird hoffentlich schon der kommende Winter bringen, wenn auch, wie eingangs angedeutet, die bisher gemachten Funde kaum als ein ausreichendes Äquivalent für die aufgewandten Kosten angesehen werden können. Diese waren trotz der verhältnismässig kleinen, von uns untersuchten Fläche deswegen so bedeutend, weil es sich um die Entfernung einer grossen Anzahl Obstbäume eines Pflanzgartens, um das regelrechte Umroden desselben auf eine Tiefe von mehr als 2 Metern und um das Ausbrechen von Mauern handelte, in denen jeder einzelne Stein leichter als der dieselben verbindende zementartige Mörtel zu zertrümmern war, ausserdem aber bei der Abgelegenheit Altrips die Überwachung der Arbeiten eine sehr umständliche und zeitraubende war.

Bei seinem ersten Aufenthalte in Altrip während der letzten Septembertage des Jahres 1885 beabsichtigte der Berichterstatter zunächst nur, Erkundigungen über diejenigen Ausgrabungen einzuziehen, welche etwa von den Einheimischen selbst seit dem Jahre 1843 angestellt worden waren, und wo möglich die Fortsetzung der damals aufgedeckten Hauptmauer in den anstossenden Gärten zu konstatieren. Das Ergebnis dieser Nachforschungen war folgendes: Ungefähr in der Mitte des Dorfes, gegenüber der mit einem hübschen romanischen Turme geschmückten Kirche liegt das Hook'sche Anwesen, dessen Garten, wie erwähnt, fast alle bis dahin in Altrip aufgefundenen Altertümer entstammten. Derselbe ist etwa 20 m breit und 30 m lang und war ursprünglich seiner ganzen Breite nach in ziemlicher Nähe der Wohn- und Wirtschaftsgebäude von jener öfters genannten Hauptmauer durchzogen, deren Fortsetzung, wie behauptet wird, in nordöstlicher Richtung d. h. rheinwärts auf wenigstens 50 m sich verfolgen lässt, während in südwestlicher Richtung ihre Spur auf das Doppelte dieser Entfernung bei Häuserfundamentierungen, Anlage von Kellern, Dunggruben u. s. w. gefunden worden ist. Am gründlichsten ist bisher in dem Hook'schen Garten gegraben worden, dessen Eigentümer 1835 und 1842/43 die Hauptmauer ausbrachen und dann den Garten auf ca. 20 m gegen das freie Feld hin

in unregelmässiger Weise mit Umgehung der grösseren Bäume umrodeten und dabei noch eine grosse Anzahl zerstreut im Boden liegender, zum Teil sehr umfangreicher Platten fanden. In den sechziger Jahren hat sodann der Sohn eines der bei jenen ersten Ausgrabungen Beteiligten eine senkrecht auf die Hauptmauer stossende, längs der nordöstlichen Gartengrenze ziehende Mauer auf gleichfalls ca. 20 m aufgegraben und dabei die in der Heydenreich'schen Sammlung des hiesigen Museums befindliche schöne Bronzelampe in Gestalt einer Taube gefunden. Der westwärts anstossende Garten ist gegenwärtig zwischen zwei Besitzer, Wagner Unverich und seine verwitwete Schwägerin Christine Hanck, derart geteilt, dass ein Fusspfad die annähernd je 8 m breiten Hälften scheidet. Der Erstgenannte suchte und fand 1874 in seiner Gartenhälfte die westöstliche Mauer, von der ein mit einer grossen Rosette geziertes Stück einer Platte, die der Mann, weil ihm ihre Herausschaffung zu beschwerlich war, in der Grube zerschlug, noch jetzt an der Ecke seines Hauses zu sehen ist. Auch auf dieser Strecke zog senkrecht zur Hauptmauer eine wesentlich schwächere und sehr locker gefügte, stellenweise angeblich noch mit farbigem Verputz bekleidete Seitenmauer, welche damals auf ca. 5 m aufgedeckt wurde und, wie sich nunmehr gezeigt hat, nach 8 m glatt abbricht. Die bei den früheren Grabungen vor der Südfront der ganzen Bauanlage befindlichen Pfeiler hatte Unverich unberührt gelassen.

Hier nun in der von dem Mitbesitzer des Gartens ihm angegebenen Richtung liess der Berichterstatter eine versuchsweise Grabung vornehmen und stiess auch sofort in weniger als einem Meter Tiefe auf den Zug der Hauptmauer, die er sogleich in der ganzen Breite des Gartens freilegen liess. Dabei zeigte es sich, dass die unterste Schichte derselben nahezu 3 m unter der jetzigen Bodenoberfläche liegt, dass das 60 cm tiefe und bis zu 1.10 m breite Fundament aus grossen Platten und Quadern über einer mit Kalk ausgegossenen Geröllschicht gebildet wird, während die eigentliche Mauer zwischen 80 und 90 cm breit ist und aus einem fast unzerstörbaren Gusswerke besteht. Zu beiden Seiten der Mauer fanden sich starke Brandspuren sowie eine Unzahl von Bruchstücken der bekannten römischen Hohl- und Falzziegel, auch ein solches einer kleinen Heizröhre, endlich zwei Eisenfragmente (Speere?) und eine schöne Bronzeschnalle, gleichfalls von unzweifelhaft römischer Herkunft. Auch auf dieser Strecke kamen in einem Abstande von 4.50 m unter sich und von der zuerst erwähnten zwei Quermauern von 60 cm Breite und loserem Gefüge zum Vorschein, von denen die westliche bis dicht unter die Oberfläche des Bodens emporreichte, die mittlere zunächst ca. 5 m weit verfolgt wurde.

Damit war der Zweck dieser Voruntersuchungen erreicht und durch die Struktur der Mauer wie durch die Menge der dabei gefundenen römischen Ziegeln der Beweis erbracht, dass wir es mit einem unzweifelhaft römischen Bauwerke zu thun hatten. Es galt nun die Mittel für die aus den angedeuteten Gründen nicht wenig kostspielige Fortführung der Arbeiten zu beschaffen, was auch gelang, indem der Landrat der Pfalz das von der Kgl. Kreisregierung warm unterstützte Gesuch des Vereinsausschusses um Gewährung einer jährlichen Subvention in dankenswertester Weise bewilligte. So konnten denn bei Eintritt der besseren Jahreszeit die Ausgrabungen in Altrip wieder aufgenommen werden, für welche zunächst die völlige Freilegung des durch die beiden zuletzt erwähnten Quermauern gebildeten Innenraumes, das Ausbrechen der Hauptmauer, event. auch der

Seitenmauern, endlich die Aufsuchung der in den früheren Berichten erwähnten Pfeiler in Aussicht genommen war. Von einer Ausdehnung der Untersuchungen auf den westlich anstossenden Garten musste vorläufig Umgang genommen werden, da derselbe bereits mit Sämereien bestellt war; doch wurde von dem Besitzer, der auch auf seinem Eigentum schon früher die Hauptmauer gefunden hatte, günstige Zusage für den kommenden Herbst oder Winter erteilt.

Zunächst zeigte es sich bei Verfolgung der beiden westlichen Quermauern, dass dieselben wie die gleiche östliche nach 8 m mehr oder weniger stumpf abbrechen, ohne dass durch weitere Verfolgung ihrer Richtung und Ziehung von Quergräben bis auf 10 m Entfernung bis jetzt eine Fortsetzung derselben oder eine Rückwand des ganzen Bauwerkes hat aufgefunden werden können. Die Beseitigung des 'Erdklotzes sodann zwischen den beiden letzten Seitenmauern lieferte gleichfalls ein nur wenig befriedigendes Resultat, indem ausser Eberzähnen, Geweihfragmenten und Knochen, zahlreichen Bleistücken von verschiedener Form sowie Thonscherben, unter welchen zwei grössere aus terra sigillata, nur der Bronzegriff einer Truhe oder dgl. in Gestalt zweier mit den Schnauzen gegen einander gekehrten Delphine, ein kleines bandartiges Beschläg mit einer hübsch gravierten Jagdscene (Hase, von einem Hunde verfolgt; in den Ecken Köcher mit Pfeilen) und zwei kleinere Bronzemünzen aus der späteren römischen Kaiserzeit (die eine ein Valentinianus) gefunden wurden. Ungefähr in der Mitte dieses Raumes, doch näher bei der Hauptmauer und noch näher bei der mittleren Quermauer, 1,10 m unter der Oberfläche fand sich ein aus Tuffsteinen gebildeter, nahezu einen Quadratmeter grosser Fussbodenbeleg.

Am vollständigsten war der Erfolg bei Aufsuchung der angeblich vor der Südfronte des Gebäudes befindlichen Pfeiler; solcher fanden sich in der ganzen Breite des Gartens vier, während von einem fünften auf der Grenze zwischen diesem und dem östlich anstossenden sog. Steingarten noch die Geröllschicht des Fundamentes aufgedeckt wurde, die Platten des Pfeilers aber nach Aussage der Einheimischen schon bei jenen früheren, von den Hook'schen Erben vorgenommenen Ausgrabungen gehoben worden waren. Die Pfeiler sind, vom Mittelpunkte ihrer Oberfläche gemessen, 3,50—3,70 m von einander und 3, 30 m von der Kante der Hauptmauer entfernt. Auf einem durchschnittlich $^1/_2$ m hohen und 2,4 □m grossen Unterbau, der bei dem östlichsten Pfeiler allein noch vorhanden ist, liegt bei den zwei mittleren je eine zwischen 40 und 50 cm dicke und zwischen 0,88 und 0,96 □m grosse Platte, dagegen besteht der äusserste, westliche Pfeiler aus zwei auf einander gelegten Platten von 40, resp. 30 cm Höhe und 1,25, resp. 0,48 □m Flächeninhalt über einem 60 cm hohen Unterbau. Die Platten dieses letzteren Pfeilers weichen in der Richtung ihrer Langseiten um den Winkel von 25° von der die Mittelpunkte sämtlicher Pfeiler verbindenden Linie ab, was zu der Vermutung Veranlassung gab, man könnte es hier mit einem Eckpfeiler zu thun haben. Diese Vermutung wurde dadurch bestärkt, dass an einer Stelle des westl. Nachbargartens, an welcher bei regelmässiger Fortsetzung der Fundamentpfeiler nach dieser Richtung hin ein weiterer Pfeiler sich hätte finden müssen, eine 71 cm starke Fundamentmauer aufgedekt wurde, welche parallel mit der obenbeschriebenen, um 25° von der Pfeilermittellinie abweichenden Richtung der Langseiten des letzten Pfeilers verläuft. Dies lässt darauf schliessen, dass die Hauptfundament-

mauer, wie auch die Pfeiler sich in dieser veränderten Richtung fortsetzten; doch konnten wegen der Bepflanzung des Gartens diesbezügliche Nachforschungen vorläufig nicht vorgenommen werden.

Nachdem durch Bauassistent Bente von Speier das aufgedeckte Mauerwerk behufs Anfertigung der auf unserer Doppeltafel VIII dargestellten Pläne vermessen worden war, wurde zum Abbruche desselben geschritten, dabei aber von völliger Demolierung der westlichen Quermauer wegen der Nähe der heutigen Gartenmauer, und weil die ähnlich konstruierte mittlere Quermauer keinerlei Ausbeute geliefert hatte, abgesehen. Auch die Hauptmauer erfüllte nur teilweise die auf sie gesetzten Hoffnungen, wobei allerdings zu beachten ist, dass es sich um eine Strecke von nur 8 m handelte, während die Mauerstrecke, die vorzugsweise die früher gefundenen Denksteine geliefert hatte, fast die dreifache Ausdehnung besass. Gefunden wurde bei dieser Gelegenheit:

1. die in der Mitte durchgespaltene Bekrönung eines Denksteines aus zwei seitlichen Wulsten und einer schüsselartigen Vertiefung in der Mitte zur Aufnahme der Libationen bestehend, 60 cm lang und im Erhaltenen (etwas weniger als die Hälfte) 24 cm breit;

2. ein Votivstein von 57,5 cm Breite, 34 cm Höhe und 27 cm Dicke mit einem 48 cm breiten und 14 cm hohen Sockelabsatze. Die Vorderseite des Steines war bei seiner Vermauerung nach einwärts gekehrt worden und derart mit dem zwischen die Steine des Fundamentes gegossenen Mörtel verwachsen, dass beim Herausbrechen etwa ein Drittel der oberen Schichte des Steines an dem Kalke haften blieb und so die Inschrift verstümmelt wurde. Indem nun aber diese am Kalke festhaftende dünne Schichte vorsichtig von rückwärts abgemeisselt wurde, gelang es, alle fehlenden Buchstaben bis auf zwei leicht zu ergänzende der fünften Zeile, natürlich in umgekehrter Stellung, mit absoluter Sicherheit zu erkennen. Die Inschrift, deren in solcher Weise ergänzte Teile wir durch Einklammerung kennzeichnen, lautet demnach folgendermassen:

[IN·]H·D·D·DEO
ME]RCVRIO·
POPIL]IA·POPPVA
VTVO]VIT·POSVIT
[L·] [L]· M

d. h. Zu Ehren des kaiserlichen Hauses hat dem Gotte Mercur Popilia Poppua, wie sie gelobt, (dieses Denkmal) gerne, willig und nach Verdienst gesetzt.

Der eigentliche Weihegegenstand war ohne Zweifel eine mit der Inschrift aus einem Steine gemeisselte Statue des Gottes, wie die Fussansätze auf der Oberseite des Steines zeigen; diese, welche die Zehen, wenn auch etwas verstümmelt, noch sämtlich erkennen lassen, befinden sich nicht genau in der Mitte, sondern etwas nach links gerückt, während zur Rechten der Figur noch ein weiterer Ansatz, wahrscheinlich von einem Attribut des Gottes, wie dem Widder, sichtbar ist. Die Gestalt des Gottes war, wie die der Fersen entbehrenden Fussansätze und andere Spuren auf der Oberfläche des die Inschrift enthaltenden Sockels zeigen, in Hochrelif gearbeitet. Zu dieser scheint gehört zu haben:

3. ein Torso, der vom Halsansatz bis zur Hüfte 62 cm, von der rechten Achsel bis zum linken Armstumpf 48 cm und an der dicksten Stelle ca. 23 cm misst, wobei zu bemerken ist, dass die Rückseite ebenso wie die des Inschriftsteines rauh gelassen ist. Der im Nackten verhältnismässig gut gearbeitete Körper ist mit einer über der rechten Schulter susammengehefteten, nur die linke Brustseite und den entsprechenden Arm bis zum Ellbogen bedeckenden Chlamys bekleidet. Die Massverhältnisse der 12 cm, mit Hinzurechnung der Fersen ca. 14 cm langen Füsse scheinen der Zusammengehörigkeit mit dem Torso nicht zu widersprechen; das Material beider Steine ist das gleiche.

Fragen wir schliesslich nach dem Gesamtergebnis der von dem historischen Vereine der Pfalz bisher in Altrip vorgenommenen Arbeiten, so lässt sich trotz der engen Begrenzung des seitherigen Forschungsgebietes doch bereits ein doppelter Erfolg durch Feststellung einer positiven wie einer negativen Thatsache behaupten, der Thatsache nämlich, dass die Mauerreste, welchen die seit 1835 in Altrip gefundenen römischen Skulpturen und Inschriften entstammen, selbst römischen Ursprunges sind, und der anderen, dass dieselben, wie die verhältnismässig schmalen Fundamente, die Pfeiler vor der Fronte und die in geringen Abständen von einander befindlichen Querwände im Innern, sowie die in diesen Innenräumen gefundenen Gegenstände beweisen, nicht zu einem Befestigungsbau gehört haben. Misslicher dagegen steht es um das Aussprechen einer Vermutung über die einstige Bestimmung des fraglichen Bauwerkes und scheint es geraten, nach dem Beispiele von Professor Jaeger unser Urteil in suspenso zu halten bis durch weitere Verfolgung namentlich der Hauptmauer zuverlässigere Anhaltspunkte gewonnen sind. Immerhin sind auch die bereits erzielten Resultate wertvoll gegenüber der von dem Genannten in teilweisem Widerspruche mit sich selbst geäusserten Ansicht von dem merovingischen Ursprunge des Bauwerkes, welche beispielsweise auch in den Abriss der pfälzischen Ortsgeschichte von J. G. Lehmann in Bavaria Bd. IV, Abt. II, S. 608 übergegangen ist. Dort wird aus dem Umstande, dass die in Altrip entdeckten Altertümer grösstenteils aus dem 3. und einige aus dem Beginne des 4. Jahrhunderts stammen, das Kastell daselbst aber erst unter Valentinian I. errichtet ward (?), besonders aber aus dem Umstande, dass die aufgefundenen 7 Meilensteine ursprünglich nicht (alle?) in Altrip gewesen sein können, gefolgert, dass dieselben später von Dagobert dorthin verbracht worden seien, um in dieser steinarmen Gegend bei dem Grundbau des Medardus-Kirchleins verwendet zu werden, eine Ansicht, die sich auf die falsche Voraussetzung gründet, dass ältere römische Denksteine nicht in römischen Befestigungen der späteren Zeit gefunden werden können, und die, wenn sie alles den Boden von Altrip durchziehende Mauerwerk auf die im 13. Jahrhundert längst wieder eingegangene „Celle“ des hl. Medardus zurückführt, die Bedeutung derselben entschieden überschätzt. Noch weiter allerdings geht der ungenannte Verfasser von „die bayerische Pfalz unter den Römern“ (Heintz), eines im übrigen trefflichen Büchleins, indem er S. 49 überhaupt bezweifelt, dass das in der Rheinniederung gelegene heutige Dorf Altrip jenes Ufer gewesen sei, welches, wie sich Symmachus ausdrückt, von seiner Höhe

den Namen hat (illa ripa, cui altitudo nomen imposuit), und sodann behauptet, dass man hier von kleineren Altertümern, Hausgeräten, Zierraten, Waffen und dgl., wie sie an den von den Römern bewohnten Orten vorzukommen pflegen, bisher *noch gar nichts* gefunden habe, während die zahlreichen römischen Denksteine, welche, in Fundamenten vermauert, hier ausgegraben wurden, wahrscheinlich als Baumaterial von nah und fern zusammengebracht worden seien. Derselbe schliesst seine Ausführungen mit den Worten: „Wenn wir ungeachtet dieser Bedenken in dem heutigen Dorf Altrip den Platz des Kastells Altaripa annehmen, so geschieht es nur, weil in der Nachbarschaft kein Ort vorhanden ist, welcher darauf grössere Ansprüche zu machen hätte."

Solchen Zweifeln gegenüber darf schon das bisher Erreichte als ein wichtiger Fortschritt betrachtet werden und ist andererseits der Wunsch berechtigt, dass durch möglichst ausgedehnte, wenn auch minder gründliche Erforschung des Altriper Bodens bald völlige Klarheit nicht nur über den Ursprung, sondern auch über die Bedeutung der denselben erfüllenden Mauerreste erlangt werde. Vielleicht wird dadurch auch neues Material zur Erklärung der vielgedeuteten Stelle bei Ammianus Marcellinus XXVIII. 2,1 über die Ableitung des Neckars durch Valentinian I. wegen Bedrohung einer von eben diesem Kaiser angelegten Befestigung gewonnen; denn während z. B. Freher (Origin. Palat. p. I, c. IV, pag. 35 dafür hält, dies Kastell sei das heutige Mannheim, weil dieses auf der rechten Seite des Rheines liege und der Neckar sich daselbst in den Rhein ergiesse, glaubt der Konrektor des Speierer Gymnasiums, Magister Georg Litzel in seiner „Historichen Nachricht von einem römischen Kastell, welches bei Altrip mitten im Rhein im Jahr Christi 1750 gesehen worden" S. 9, dass damit unser Altrip gemeint sei, da bekanntlich der Neckar vor etlichen 100 Jahren bei Tribur, nicht weit von Mainz sich in den Rhein ergossen und erst nachmals gegen Mannheim geleitet worden sei, eine Ansicht, die sich auch Bavaria a. a. O., Seite 588 wieder findet. Dagegen floss nach Mone „Urgeschichte des badischen Landes" I, 243 ff. der Neckar *vor* Valentinian die Bergstrasse entlang und mündete mit dem Main zusammen in den Rhein, wurde aber von dem genannten Kaiser zur Sicherung des Kastells bei Ladenburg (Lupodunum) in der Richtung nach Seckenheim abgeleitet. Nicht wesentlich verschieden hievon ist die Ansicht Wilhelms „Germanien" S. 68, wonach das bezeichnete Kastell zwischen Seckenheim und Mannheim an der Stelle des jetzt auch verschwundenen Dornheim sich befand und der Neckar etwas nördlich von Altrip (also wohl bei Neckarau, wie auch Dahl „der Lauf des Neckars" etc, angibt) in den Rhein floss. Jedenfalls wird man bei Erklärung der fraglichen Stelle des Ammian besonders darauf achten müssen, dass der Neckar nach derselben an dem nicht näher bekannten Kastelle *vorbeifloss*, und dass es sich ausschliesslich um Massregeln gegen eine bloss als möglich bezeichnete (*praeterlabente* Nicro nomine fluvio paulatim subverti *posse* undarum pulsu immani) Beschädigung jenes Kastells durch den Neckar, nicht durch den um diesen Fluss verstärkten Rhein handelt, was beides nicht auf Altrip passt.

Ein Seitenstück, in gewissem Sinne aber auch das gerade Gegenteil von Altrip bildet die *Heidenburg bei Oberstaufenbach*, jenes, insofern es sich auch hier um eine spätrömische oder doch frühmittelalterliche Bauanlage handelt, dieses, insofern zuerst der Zufall, dann auch eigene Forschungsthätigkeit eine Fülle von Steindenkmälern uns von da zugeführt hat, wie sie in solcher Zahl selbst auf der Heidelsburg bei Waldfischbach und bei den früheren Ausgrabungen in Altrip nicht gefunden worden sind.

Auch die Heidenburg bei Oberstaufenbach liegt in dem von den Orten Glanmünchweiler, Lichtenberg, St. Julian und Kollweiler gebildeten Vierecke, welches wir gelegentlich des Berichtes über die Aufdeckung eines römischen Urnenfeldes bei Mühlbach am Glan als ein an römischen Altertümern besonders ergiebiges Fundgebiet bezeichnet haben. Eine von Landstuhl kommende „Römerstrasse" teilt sich hinter dem Orte Fockenberg in zwei Äste, von denen der westliche nach Altenglan, der östliche über Reichenbach, zwischen dem Königs- und Sellberg durch, an Wolfstein vorüber nach Lauterecken führt. In der von diesen beiden Strassenzügen gebildeten Gabel erhebt sich dem Potzberge gegenüber und $1^1/_2$ Kilometer nordnordöstlich von Reichenbach eine aus Melaphyr bestehende Bergkuppe, die „Heidenburg", auf manchen Karten missverständlicherweise auch „Herrnburg" genannt, an deren Fuss der Ort und die Mühle Oberstaufenbach liegt. Die Bergkuppe hängt gegen Osten mittelst einer Einsattelung mit der höheren „Herrnburg" zusammen — ihre höchste Spitze heisst die „Gerömmelhöhe" oder „Kremel" —, während die anderen Gehänge steil abfallen. Das Hochplateau der Heidenburg hat die Form eines mit der Spitze nach Norden gerichteten Eies, dessen Längendurchmesser bei einer grössten Breite von ca. 70 Meter etwa 100 Meter misst.

Geschichtliche Nachrichten über die Heidenburg sind in den gedruckten Quellen nicht zu finden. J. G. Widder in seiner „Geographischen Beschreibung der Kur-Pfalz" IV, 375, dem M. Frey „Versuch einer geographisch-historisch-statistischen Beschreibung des k. bayer. Rheinkreises I. 491 einfach nachschreibt, sagt nur, dass unter den 76 Morgen Wald, welche der Gemeinde Oberstaufenbach gehören, sich ein Bezirk von ungefähr 25 Morgen befinde, welcher einen hohen, runden Hügel darstelle. Auf dessen Spitze stehe noch ein altes Gemäuer, welches die Heidenburg genannt und für ein römisches Kastell gehalten werde. Auch finde man wirklich daselbst römische Münzen, lateinische Steinschriften und andere Überbleibsel des Altertums. Ebenso lakonisch äussert sich Lehmann in der Bavaria IV, 597, wenn er sagt, dass die zu Steinwenden, Reichenbach, vorzugsweise jedoch bei Oberstaufenbach in der Heidenburg, sowie zu Bosenbach und Friedelhausen entdeckten römischen Altertümer uns genau den (in römischer Zeit vorhandenen) Weg andeuten, der von Landstuhl aus bei Altenglan in die Glanstrasse mündete, und bemerkt, dass unter den ebengenannten Orten jene Heidenburg, ein früheres römisches Kastell, der vielen darin gefundenen Antiquitäten wegen von vorzüglicher Bedeutung und Merkwürdigkeit sei.

Auch die Nachforschungen, welche auf die Bitte des Berichterstatters Mechanikus Gabel von Oberstaufenbach in den Archiven der Bürgermeisterämter Bosenbach und

Reichenbach vornahm, hatten ein völlig negatives Ergebnis. Dagegen enthielt das Archiv der Bürgermeisterei Neunkirchen, deren Verwaltung gegenwärtig die Gemeinde Oberstaufenbach unterstellt ist, wenigstens die eine Nachricht, dass im Jahre 1746 die Gemeinde Reichenbach Ansprüche auf die Heidenburg erhob. Damals gehörte Oberstaufenbach ebenso wie Reichenbach zu dem kurpfälzischen Oberamte Lauterecken, durch welches über die Eigentumsansprüche der beiden Gemeinden Verhandlungen gepflogen wurden. Wie lange dieser Prozess dauerte, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, da alle Bücher hierüber schweigen; soviel indessen ist sicher, dass die Verhandlungen des kurpfälzischen Oberamtes nicht zur Beilegung des Streites führten. Nach den Mitteilungen der ältesten Einwohner von Oberstaufenbach war es vielmehr das Faustrecht, wodurch in den Jahren 1770—75 der Streit entschieden wurde. Um die genannte Zeit nämlich schickte die Gemeinde Reichenbach ihre Holzhacker in den Wald auf der Heidenburg und liess Holz daselbst fällen. Oberstaufenbach war damals nur von 14 Familien bewohnt, während Reichenbach dreimal so gross war; gleichwohl zögerten die Oberstaufenbacher im Bewusstsein ihres guten Rechtes nicht, mit Heugabeln, Sensen, Dreschflegeln, Äxten u. s. w. bewaffnet, die Reichenbacher Holzhacker und deren Bedeckungsmannschaft anzugreifen und nach heissem Kampfe, wobei es blutige Köpfe, Arme und Beine abgesetzt haben soll, in die Flucht zu treiben. Unter den bei dieser Gelegenheit von den Siegern erbeuteten Trophäen in Gestalt von Äxten, Sägen u. s. w. befand sich auch eine sogenannte Trummsäge, welche noch vor 40 Jahren in der Gemeinde Oberstaufenbach als Kommunalsäge diente und von den Alten im Dorfe den Reichenbachern gegenüber bei gegenseitigen Neckereien oft als Trumpf ausgespielt wurde.

Seit jenem Kampfe ist die Gemeinde Oberstaufenbach im Besitze der Heidenburg geblieben. Vor ungefähr 30 Jahren wurde man bei Erbauung einer Strasse durch das Reichenbacher Thal auf das vorzügliche Strassen-Deckmaterial aufmerksam, welches der, wie oben erwähnt, aus Melaphyr bestehende Bergkegel der Heidenburg enthielt, und womit von jetzt an etwa fünf Jahre lang die Strassen der Umgebung beschottert wurden. Im Jahre 1862 wurde der Steinbruch zu rationeller Ausbeutung an einen Unternehmer verpachtet, welcher neben der Ausbeute des Deckmaterials auch die Fabrikation von Pflastersteinen — dieselben gelten noch für besser als diejenigen von Rammelsbach bei Kusel — in Angriff nahm. Von 1867—1870 wurde der Steinbruch von einem französischen Consortium, das seine Fabrikate ausschliesslich nach Paris lieferte, von 1871—73 von einer deutschen Gesellschaft, die gleichfalls gute Geschäfte machte, weiter betrieben. Seit dem Jahre 1874 ist der Steinbruch wieder an einen einzelnen Unternehmer verpachtet und ist das Plateau der Heidenburg zur Zeit schon zu Dreiviertel des Flächeninhaltes bis zu einer Tiefe von 50 Meter abgegraben. In diesen Tagen ist nun auch mit dem Abräumen des letzten Viertels der Oberfläche durch Umhauen des etwa 15jährigen Holzwuchses und Abbrechen der letzten hier noch vorhandenen Mauerreste begonnen worden, so dass in wenigen Wochen dieses Wahrzeichen aus alter Zeit völlig verschwunden sein wird.

Durch ihren Steinbruch ist die Gemeinde Oberstaufenbach zu grossem Wohlstande gelangt. Zur Zeit der grössten Thätigkeit, als hier bis zu 200 Mann beschäftigt waren, trug derselbe der Gemeindekasse 2000—2500 Gulden jährlich ein, welche für die Bedürfnisse

des kleinen Ortes vollständig ausreichten, so dass keinerlei Umlagen erhoben zu werden brauchten. Ausserdem hatten die Ortseinwohner täglichen bedeutenden Verdienst durch das Wegfahren der Steine. Schon weit früher jedoch als der Grund und Boden, auf dem die Heidenburg stand, war diese selbst, nicht bloss von den Oberstaufenbachern, sondern von den Umwohnern der ganzen Gegend als Steinbruch benützt und zum Neubau von Häusern das Material an Hau- und Mauersteinen fast ausschliesslich auf der Heidenburg geholt worden. Hiedurch wurden die Mauern und Thorpfeiler, welche, wie die älteste Generation von Oberstaufenbach nach den Schilderungen ihrer Grosseltern zu berichten weiss, aus sehr schweren Steinen hergestellt waren und in der Jugend jener noch eine beträchtliche Höhe hatten, immer niedriger, bis zuletzt fast nichts mehr vorhanden war. Auf vielen der ausgebrochenen Steine seien „Bilder, welche die Heiden angebetet hätten", gewesen; auch andere Gegenstände wie Töpfe, Münzen u. dgl. habe man oft daselbst gefunden.

Es war im Frühling des Jahres 1885, als bei dem Abbruch einer schmalen Innenmauer an einer Stelle acht römische Denksteine, wovon sieben mit figürlichen Darstellungen, abgesehen von mehreren umfangreichen Architekturstücken und zwei Fragmenten von römischen Mühlsteinen, zum Vorschein kamen, über welche bereits das Schicksal der meisten ihrer Vorgänger, das der Wiedervermauerung in ein bäuerliches Wohnhaus unserer Tage verhängt war, als Adjunkt Rübel und Mechanikus Gabel von Oberstaufenbach Einsprache gegen eine derartige Barbarei erhoben und dabei kräftige Unterstützung seitens des Kgl. Bezirksamtes Kusel fanden. Aber nicht genug damit: nachdem der historische Verein von dem grossartigen Funde, welchen die Gemeinde Oberstaufenbach ihm als Geschenk anbot, Nachricht erhalten und Schreiber dieses denselben an Ort und Stelle besichtigt hatte, liessen die genannten wackeren Männer es sich nicht verdriessen, selbst das Ausbrechen der ein Gesamtgewicht von ca. 2000 Kilogramm repräsentierenden Steine und ihre Herabschaffung von der steilen Bergkuppe mittelst Steinschlitten und auf Wegen, die erst durch das dichte Unterholz gebahnt werden mussten, endlich den Transport nach der Eisenbahnstation Altenglan und die Verladung daselbst zu leiten und überall, wo es not that, selbst Hand anzulegen. Ehre sei dafür den Männern, deren Beispiel uns ein tröstlicher Beweis ist, dass Verständnis für die Aufgaben des historischen Vereines sich auch in Kreisen zu verbreiten beginnt, in denen ein solches noch bis vor kurzem leider nur allzu selten anzutreffen war!

Auch in diesem Frühjahr wurde wieder die Auffindung zweier Steine, eines geschuppten Säulenkapitäls und einer figürlichen Darstellung gemeldet, zugleich aber auch, dass nach einem kurz vorher stattgefundenen Unglücksfalle die Kgl. Kreisregierung den Weiterbetrieb des Steinbruches von einer umfassenden Abräumung der Oberfläche abhängig gemacht habe, die auch bereits im Werke sei. Darauf wandte sich der Berichterstatter an Bezirksingenieur Göhring in Kaiserslautern mit der Bitte um eine topographische Aufnahme des geringen und seit dem Vorjahre weiter verminderten Restes des nunmehr völliger Zerstörung geweihten interessanten Denkmals und erhielt sofort eine zusagende Antwort. Eine gemeinsam vorgenommene Besichtigung der Örtlichkeit jedoch zeigte, dass der Ingenieur nicht in Thätigkeit treten könne, bevor nicht die noch vorhandenen Mauern

freigelegt und namentlich das die Ringmauer in ihrer ganzen Ausdehnung bedeckende Gestrüpp beseitigt sei. Auch dieser Aufgabe unterzog sich, nachdem die Erlaubnis der Kgl. Forstbehörde eingeholt war, Mechanikus Gabel und erzielte in zweiwöchentlicher mit täglich 6—8 Mann ausgeführter Arbeit überraschende Resultate. An einer Stelle, wo niemand eine Mauer vermutete, liess er durchschroten und legte eine etwa 2 Meter hohe, aus Quadern von 4—10 Zentner hergestellte, stufenweise von drei Seiten aufsteigende Mauer bloss, die das allgemeine Erstaunen der zahlreichen Besucher erregte. Ausserdem aber vermehrte er durch teilweises Ausbrechen der wertvoll scheinenden Quadern nach geschehener Vermessung des aufgedeckten Mauerwerkes das Fundinventar in einer Weise, worüber das unten folgende Verzeichnis Auskunft geben wird.

Zur Vornahme der Vermessungsarbeiten sandte Bezirksingenieur Göhring seinen Assistenten Petry an Ort und Stelle und begab sich später auch selbst noch einmal dahin, ehe er den auf unserer Tafel IX wiedergegebenen Situationsplan der Heidenburg anfertigte, der es uns nur aufs schmerzlichste bedauern lässt, dass eine Aufnahme der merkwürdigen Lokalität nicht schon vor Jahren erfolgt ist. In diesem Lageplan sind die noch jetzt vorhandenen, von uns aufgedeckten Mauerreste schwarz angelegt, die bereits abgegrabenen dagegen nach Angabe von Bewohnern des Ortes Oberstaufenbach mit punktierten Linien eingezeichnet. Die Grundform der ganzen Anlage, die durch die Ringmauer in unregelmässiger Form ausgenützte Höhenplatte, sowie die Beschaffenheit des Mauerwerkes scheinen Göhring darauf hinzudeuten, dass wir es hier wahrscheinlich mit einer frühmittelalterlichen Dynastenburg zu thun haben, die von einem Gaugrafen als Refugium auf der die Umgegend durch Aussicht beherrschenden Bergkuppe erbaut wurde.

Das Mauerwerk der Ringmauer, welche eine Stärke von 1,50 bis 1,80 m hat, ist aus kleinen, unregelmässigen Hartsteinen, dh. Melaphyrsteinen, wie sie der Boden lieferte, cyclopenartig mit dicken Mörtelfugen hergestellt und zeigt viele Hohlräume; der Mörtel ist nicht sehr hart und lässt sich zerbröckeln. Der Kern des Mauerwerkes der Innenbauten besteht aus demselben Material, ist aber auf beiden Seiten mit Sandsteinen aus dem Reichswald oder von Landstuhl schichtenmässig verkleidet. Die grösseren, ebenfalls aus Sandstein bestehenden Hausteine, wie z. B. die treppenartig aufeinander gesetzten Steine, welche zu dem Plateau **a** führen, sind trocken aufeinandergesetzt. Die meisten dieser Hausteine entstammen älteren römischen Bauten, wie die zahlreichen Architekturstücke und die mit Inschriften oder Skulpturen versehenen Steine erkennen lassen, welche, mit der Bildfläche nach innen oder unten gekehrt, eingemauert waren. Ob die bei vielen Hausteinen vorkommenden schwalbenschwanzartigen Löcher einstmals zur Verdübelung dienten oder später behufs des Versetzens eingehauen wurden, muss dahin gestellt bleiben. Buckelquader kommen keine vor; alle Steine haben ziemlich glatte Bearbeitung; manche zeigen bis zu 10 cm lange, ganz regelmässig, fischgrätenartig nebeneinander gesetzte Spitzenhiebe; auch sollen Steinmetzzeichen darunter gewesen sein, was jedoch nicht mit Bestimmtheit konstatiert werden konnte.

Der im Plane angegebene, mit Geröll zugeschüttete Brunnen hat eine Lichtweite von 0,90 m und ist vollständig mit Sandsteinen ausgemauert. Seine Tiefe konnte noch nicht festgestellt werden; bis jetzt ist er ungefähr 40 m tief abgebrochen, ohne dass man

auf der Sohle angekommen wäre. Die Ringmauer soll mit einem Graben umgeben gewesen sein; Spuren davon zeigen sich noch deutlich auf der Südostseite. Ausser den unten beschriebenen Skulptur- und Inschriftsteinen wurden in letzter Zeit ein Hufeisen und mehrere Eberzähne daselbst aufgefunden.

Ob die im Innern der Ringmauer befindlichen Mauerreste von Gebäuden herrühren, erscheint zweifelhaft, da bis jetzt keine Spur von Ziegelstücken entdeckt wurde. Der Umstand, der Göhring abhält, beispielsweise das stufenförmige Plateau **a** für den Unterbau eines römischen Wartturmes zu erklären, dass nämlich auch hier römische Skulptur- und Inschriftsteine eingemauert sich vorfanden, würde nach dem bei Altrip über den Charakter spätrömischer Ummauerungen Gesagten kaum ein Hindernis für die Annahme einer schon in der Zeit der sinkenden Römerherrschaft hier eingerichteten Zufluchtsstätte bilden. Wichtiger würde uns in dieser Hinsicht die geringe Qualität des Mörtels im Gegensatz zu der in Altrip und sonst bei Römerbauten beobachteten Unzerstörbarkeit desselben erscheinen, noch mehr aber zwei einen fast byzantinischen Charakter zeigende plastische Darstellungen unter den zuletzt auf der Heidenburg zum Vorschein gekommenen Funden. Vielleicht hat auch hier, wie so oft anderwärts und bekanntlich auch auf der Heidelsburg bei Waldfischbach, eine doppelte oder gar dreifache Benützung, wie dort in praehistorischer und römischer, so hier in spätrömischer und frühmittelalterlicher Zeit stattgefunden, indem das gleiche Bedürfnis auch die gleichen Mittel der Befriedigung suchte und die späteren Ansiedler die von den früheren in gleicher Gefahr mit sicherem Blicke erwählten und mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bereits befestigten Zufluchtsstätten wieder aufsuchten, nach ihren Bedürfnissen einrichteten, und wo es not that, weiter befestigten.

Wir geben nunmehr das Verzeichnis der in den beiden Jahren 1885 und 1886 auf der Heidenburg bei Oberstaufenbach gefundenen Steine und zwar beidemale zuerst der mit figürlichen Darstellungen geschmückten, dann der Inschriftsteine und schliesslich der des Transportes nach Speier wert erachteten Architekturstücke und schliessen daran eine kurze Beschreibung auch der früher schon zu wissenschaftlicher Kenntnis und teilweise auch in das hiesige Lapidarium gelangten Steine aus Oberstaufenbach.

1. Grosses, aus zwei Blöcken bei fehlendem Mittelstück bestehendes Grabmal von weissem Sandstein (Taf. X. Fig. 1). Jeder Block ist 1,46 m lang, zwischen 0,42 und 0,51 m breit und 0,60 m hoch, wonach also die Höhe des ganzen Denkmals ohne Sockel und Bekrönung ursprünglich 1,80 m betrug. Beiderseits entfallen 10,5 cm, unten 13 cm auf die Umrahmung der Nische, die, nach den vorhandenen, unten bogenförmig abgerundeten Rippenansätzen zu schliessen, muschelartig über die Köpfe der beiden in der Nische dargestellten Figuren nach vorn sich wölbte. Diese Figuren sind ein Ehepaar in reicher römischer Tracht, der Mann in der Toga und mit einer anschliessenden Fussbekleidung, wahrscheinlich einer vollständig ledernen oder einer wollenen Strumpfhose mit untergelegter Ledersohle, wie sie der rheinische Schiffer Blussus auf seinem Grabsteine trägt (Lindenschmit,

Denkmäler etc. Bd. III, H. IX, T. III), die Frau in einem bis auf die Füsse herabwallenden, in schönen Falten sich brechenden Gewande und eigentümlichem Kopfputze. Derselbe scheint aus einem bis auf die Augenbrauen reichenden, die Stirn völlig verhüllenden Schleier zu bestehen, dessen Enden lang über beide Schultern herabfallen; das Haar bedeckt oberhalb des Ohres eine über der Stirn halbkreisförmig ausgeschnittene und dann in drei wulstartigen Absätzen zu beträchtlicher Höhe sich aufbauende Haube. Der in der Haltung eines zum Gehen sich Anschickenden dargestellte Mann reicht der Frau seine mit der Handfläche nach oben gekehrte Rechte, in welche die Frau, deren rechter Vorderarm abgeschlagen ist, die Finger der gleichen Hand legt; der linke Arm ist bei beiden Figuren vom Gewande verhüllt, bezw. mit dem fehlenden Mittelstück verloren gegangen; beim Manne hing derselbe, wie es scheint, gerade herab, bei der Frau war er leicht nach vorwärts gebogen.

Dieses namentlich auf griechischen Grabstelen und -Vasen öfters wiederkehrende Händereichen ist, wie Baumeister „Denkmäler des klassischen Altertums" I. 607 sagt, trotz der zarten Wehmut und Trauer, welche uns manchmal aus diesen Darstellungen wie aus der berühmten Graburne der Münchener Glyptothek (s. ebenda Abb. 416) entgegenspricht, nicht als Abschiedsgruss zu nehmen, sondern als Zeichen gegenseitiger Neigung und Freundschaft aufzufassen. Wer unter den Dargestellten der Verstorbene, ist dabei nicht immer festzustellen. Die Scenen sind meist ganz allgemein gehalten, da die Grabsteine seltener auf Bestellung als handwerksmässig auf Vorrat gearbeitet wurden. Die letztere Bemerkung dürfte übrigens mehr für volkreiche Städte wie Athen und Rom als für Gegenden wie diejenige, in der unsere Steine gefunden wurden, zutreffen, auch mehr für kleinere Denkmäler als solche von den Dimensionen des uns beschäftigenden, abgesehen davon, dass die beiden auf demselben dargestellten Personen unzweifelhaft Portraits sind.

Auch die beiden Schmalseiten des oberen Blockes sind mit Reliefschmuck versehen, deren obere Partien jedoch bei der späteren Vermauerung, wobei behufs festerer Verbindung der einzelnen Blöcke von dem betr. Steine unseres Denkmals beiderseits ein Stück von 28—33 cm Breite und 12 cm Höhe herausgehauen wurde, zerstört worden sind. Ausserdem fehlt mit dem nicht vorhandenen Mittelstück des Denkmals auch der untere Teil dieser Seitenreliefs, von deren rechtem auf dem untersten Blocke n ch ein auf die Zehenspitzen gestützter (linker) Fuss sichtbar ist, während das linksseitige Relief auf dem Bodenstücke des Grabmals keine Fortsetzung gehabt zu haben scheint. Dieses letztere Relief (Taf. X, Fig. 2) zeigt einen feinmodellierten, unzweifelhaft jugendlich weiblichen Körper von rückwärts von den Oberschenkeln an bis in die Gegend des Schulterblattes. Derselbe ist völlig nackt bis auf eine unterhalb der rechten Hüfte zum Vorschein kommende und fest an den Körper sich anschmiegende Gewandfalte und in lebhaftester Bewegung nach links gebogen, während vermutlich beide Arme oder wenigstens der rechte in der Weise über den Kopf erhoben waren, wie wir es bei den tamburinschlagenden oder die Zipfel ihres Gewandes anmutig haltenden Tänzerinnen oder den thyrsusschwingenden Bacchantinnen auf pompejanischen Wandgemälden und sonst häufig finden. Dass wir eine Tänzerin hier anzunehmen haben wie gleichfalls auf einer der Schmalseiten eines der im Jahre 1883 in das hiesige Lapidarium gelangten interessanten Steindenkmale von der Heidelsburg bei Wald-

fischbach lehrt die Vergleichung der rechten Nebenseite unseres Monumentes, wo, wie bereits erwähnt, auf dem unteren Blocke ein linker, nur leicht auf die Zehen gestützter Fuss mit hocherhobener Ferse dargestellt ist, während der rechte Fuss, dessen Bein jedenfalls erhoben und vom Knie an in leichtem Winkel gebogen war, auf dem Bodenstücke des Denkmals nicht sichtbar, vielmehr mit dem fehlenden Mittelstück verschwunden ist. Der obere Block, soweit er erhalten ist, zeigt eine weibliche Figur von unterhalb des Kniees bis zur Taille in einem den ganzen Körper verhüllenden Gewande, dessen Falten infolge der raschen nach rechts gerichteten Bewegung bogenförmig nach rückwärts sich bauschen. Den zu dieser Figur (Taf. X, Fig. 3) gehörigen Kopf scheint zu enthalten

2. ein aus gleichem Material (weisser Sandstein) bestehendes Architekturstück mit figürlichen Darstellungen, 85 cm lang, 43 cm breit und 59 cm hoch (Taf. X, Fig. 4). Auf der einen, sonst ganz oberflächlich mit dem Zweispitz bearbeiteten Langseite nämlich, als hätte dieses anmutige Bildwerk zu zerstören den späteren Handwerker, der den Stein zu einem Mauerblock herrichtete, gejammert, befindet sich ein nach links blickender, etwas abwärts geneigter Mädchenkopf, dessen gewelltes Haar, in der Weise germanischer Frauen nach dem Wirbel zurückgekämmt und daselbst zusammengebunden, in ein kurzes, offenes Zöpfchen endigt. Mit dem rechten, in graziöser Biegung hoch erhobenen Arme hält sie einen Zipfel ihres Gewandes empor, während ein anderer Gewandstreifen — denn eine Locke kann es bei dieser Haartracht doch wohl nicht sein — zwischen Hals und Schulter sichtbar wird. Beachten wir, dass der Stein an seiner untern Fläche unregelmässig zugehauen ist, also wohl noch höher gewesen sein kann, und dass der Körper sowohl der nackten als der bekleideten Tänzerin des grossen Grabdenkmals durch spätere Verstümmelung um je ca. 12 cm oben verkürzt sind, so möchte dieser Zwischenraum wohl ausreichen für den von der Taille bis zur Halsgrube fehlenden Oberkörper unserer Figur. Diese, auf den Zehen des linken Fusses schwebend, während das in rhythmischer Bewegung erhobene rechte Bein vom Knie an leicht gebogen ist, wäre, wie sie nach rechts strebend zugleich das etwas geneigte Haupt nach rückwärts wendet, namentlich aber in dem fein empfundenen Linienspiel des erhobenen rechten Armes eine so durch und durch künstlerisch komponierte Figur, wie sie nur eine noch den besten Traditionen antiker Kunstblüte huldigende Zeit hervorzubringen vermochte.

Bestätigt sich unsere Vermutung, so ist damit zugleich über die Zugehörigkeit der anderen diesen Stein schmückenden Darstellung sowie der beiden gleichartigen auf dem unter Nr. 3 beschriebenen Steine entschieden. Die eine Schmalseite des ersteren nämlich stellt in rechtwinklich umrahmter Nische einen Feston aus Lorbeerblättern dar, welcher an Bändern, deren Ende lose flattern, in einem Ringe hängt, der seinerseits wieder in einen zweiten in der rechten Ecke der Nische befestigten Ring eingefügt ist. Die Mitte des Festons nimmt zwischen zwei parallelen Streifen eine breite, aus gezackten Blättern gebildete Arabeske ein, über welcher ein weiblicher Kopf sich erhebt, dessen Halsansatz die Spuren eines hoch heraufgehenden Gewandes zeigen. Der Kopf ist diademartig mit einem breiten, die Haare völlig bedeckenden Kranze geschmückt, dessen Bandenden auf Hals und Brust hinabfallen. Die Breite dieser bildlichen Darstellung von dem Befestigungspunkte des Festons bis zur Mitte des zum grösseren Teile erhaltenen Gesichtes beträgt

33 cm, die Höhe 36 cm, ausschliesslich des Randes. Bildete dieses Architekturglied thatsächlich die rechte Ecke der Bekrönung unseres Denkmals, so haben wir notwendigerweise als die linke anzusehen

3. ein ähnliches Architekturstück, gleichfalls aus weissem Sandstein, 55 cm lang, 46 cm breit und 40 cm hoch. Die eine Seite zeigt denselben Feston, wie er vorhin beschrieben ward, nur von der entgegengesetzten, dh. linken Seite aus befestigt und zugleich besser erhalten (Taf. X, Fig. 5). Höhe und Breite des figürlichen Teiles sind genau dieselben, das Gesicht aber hier vollständig und auch noch von der anderen Festonhälfte ein Stückchen erhalten. Die rechtwinklig anstossende, unter den obigen Voraussetzungen die linke Seite unseres Denkmals bekrönende Seite zeigt eine aus den gleichen spitzigen Blättern, die wir für Lorbeerblätter ansehen, gewundene Guirlande, deren Befestigung aber in der rechten Nischenecke wegen der verschiedenen Schlingen oder Schleifen an ihrem Ende weniger deutlich ist (Taf. X, Fig 6). In der Mitte befindet sich hier statt eines weiblichen Kopfes ein sitzender Vogel, wie es scheint, eine Wachtel oder ein Rebhuhn Die grösste Höhe der Guirlande samt dem Vogel, aber ohne den oberen Rand beträgt 26 cm, mit demselben 32 cm. Rechts unterhalb des Kranzes, an der unebenen unteren Kante des Steines zeigt sich eine nicht zufällige, sondern durch den Meissel hervorgebrachte Erhöhung, also wohl zur Figur der auf dieser Seite befindlichen nackten Tänzerin gehörig. Dem entsprechend müssen wir annehmen, dass auch über dem Haupte der bekleideten Tänzerin der anderen Seite, das wir in dem Nr. 2 beschriebenen Köpfchen erkannt haben, eine ähnliche Guirlande sich befunden habe, aber später weggemeisselt worden sei. Da der Zwischenraum zwischen der Hand der Tänzerin und dem nicht völlig glatten oberen Rande 29 cm, ursprünglich aber wohl etwas mehr betrug, so ist die Möglichkeit für das Vorhandensein eines solchen Gehänges gegeben, wenn daselbe auch die Hand der Tänzerin hart gestreift haben muss.

Eine andere Frage ist diejenige wegen der Verbindung der unserer Annahme gemäss die Vorderseite des Denkmals bekrönenden beiden Festons mit Frauenköpfen. Wir haben uns die Anordnung wohl ähnlich zu denken wie auf der Rückseite des erwähnten Denkmals des Rheinschiffers Blussus, etwa beide Kränze in einem gemeinschaftlichen Ringe hängend oder durch eine Rosette in der Mitte zusammengefügt. Das Mass je einer Hälfte der beiden Guirlanden beträgt, wie gesagt, 33 cm, demnach zusammen 1,32 m, der Rand das eine Mal 11 cm, das andere Mal 7 cm, wovon allerdings ein Teil vermutlich später abgemeisselt worden ist. Es würde also die Länge der beiden Gesimsstücke die des eigentlichen Denkmals um 4—8 cm übertreffen, eine Differenz, welche durch Annahme eines mässigen Vorspringens des Gesimses ausgeglichen werden dürfte.

Als eines der schönsten Beispiele der Verwendung von Blumen- und Fruchtguirlanden als plastischen Schmuckes römischer Grabsteine erwähnen wir einen in der „Archäologischen Zeitung“ v. J. 1866, Tafel CCVII abgebildeten, im lateranischen Museum zu Rom befindlichen kleinen Cippus von ungewöhnlicher Eleganz. Drei von den vier Seiten desselben — die vierte ist unbearbeitet gelassen — sind ausser kleineren figürlichen Darstellungen mit einer vollen Blumen- und Fruchtguirlande geschmückt, welche mit Bändern an kunstvollen Candelabern, bezw. an einem solchen und einer Fackel befestigt sind; den freien Raum innerhalb der durch ihre Schwere tief herabgezogenen Guirlanden

füllt einerseits ein Medusenhaupt, auf den beiden anderen Seiten je ein Vogelnest mit ihre Jungen fütternden und dabei von einer Schlange angegriffenen Vögeln aus, also eine ganz ähnliche Kompositionsweise wie bei unseren Festons mit Vögeln oder Frauenköpfen. Vergleiche auch das Denkmal der Julier zu St. Remy („Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande", Heft XLIII, Taf. VIII) mit seinen die Reliefs des Unterbaues nach oben abschliessenden, von Genien getragenen Ephengewinden, deren Bögen jedesmal von einer Satyrmaske ausgefüllt sind, ferner den Heft XX, Taf. III daselbst abgebildeten Matronenstein, auf dessen linker Schmalseite ein Pfau oder Fasan in einem Kranz von Früchten und Blumen und oberhalb eines mit Obst gefüllten Korbes sitzend dargestellt ist, sowie vieles andere der Art.

Wir teilen bei dieser Gelegenheit mit, was Ad. Michaelis in der Besprechung des oben beschriebenen Kabinetsstückes römischer Plastik (Arch. Ztg. a. a. O., Seite 140) über die Darstellung tanzender Bacchantinnen auf Grabmälern sagt, dass nämlich die so häufige Verwendung des gesamten bacchischen Kreises für Sarkophage und anderweitige Grabmonumente, wenn auch nicht gerade auf die Mysterienweihe des einzelnen hier beigesetzten Individuums, so doch auf eine Vorstellung von dem Leben nach dem Tode hindeutet, welche ihren Ausgangspunkt in dem Vergleich der Eingeweihten mit dem bacchischen Thiasos hat.

Wem das vorstehend beschriebene Denkmal gewidmet, beziehungsweise wo die Inschrift, ohne die wir uns doch ein römisches Grabmal kaum vorstellen können, an demselben angebracht war, würden wir vergebens fragen, wenn nicht verschiedene Umstände darauf hindeuteten, dass dies auf der Rückseite des Denkmals gewesen sei, ähnlich wie bei dem wiederholt erwähnten Grabsteine des Blussus dieselbe Inschrift zweimal, auf der Vorder- und auf der Rückseite gesetzt ist. Darauf deutet vor allem die Konstruktion des ganzen Monumentes, das bei einer Breite von nahezu $1^1/_2$ m und einer Höhe von fast $2^1/_2$ m ohne den doch gleichfalls unentbehrlichen, mindestens 20 bis 30 cm hohen Sockel bei einer zwischen 40 und 50 cm wechselnden Breite viel zu schmal wäre und der nötigen Festigkeit, wofern es nicht an eine Wand angelehnt wäre, entbehren würde, ferner dass die beiden grössten Steine auf der Rückseite völlig rauh gelassen sind, namentlich aber dass der Block mit dem einen Feston und dem Kopfe der bekleideten Tänzerin, dessen Langseite, wie wir glauben, das Gesimse für die rechte Schmalseite des Denkmals bildete, 85 cm lang ist, also um 34 cm über dieselbe nach hinten hinausragen würde. Nun ist aber an der auf dem Situationsplan Taf. IX mit **b** bezeichneten Stelle mit den beiden grossen und den zwei festongeschmückten Blöcken zusammen und zwar zu einem Ganzen verbunden ein fünfter Stein, gleichfalls weisser Sandstein, gefunden worden, den wir ebenso wie die letzteren zwei für die Rekonstruktion dieses selten schönen Denkmals in Anspruch nehmen möchten. Wir bezeichnen denselben als

4. Grabstein mit figürlicher Darstellung (Taf. X, Fig. 7). 90 cm lang, 58 cm breit und 59 cm hoch. Roh behauenes Gesimse zwischen zwei geraden Leisten; in einer geradlinig eingefassten Nische von 60 cm Höhe und 3 cm Tiefe die römische Wölfin mit den Zwillingen. Das Tier steht nach rechts gewandt mit schräg vorgestreckten Vorderfüssen und biegt den Kopf nach dem Rücken des einen der saugenden Zwillinge zurück. Dieser greift mit der

rechten Hand nach der Zitze und hebt zum Ausdruck des Behagens den gleichen Fuss in die Höhe, während der vom Unterschenkel an ebenso wie der linke Arm fehlende linke Fuss nach den vorhandenen Spuren in leichter Biegung auf dem Boden ruhte. Von dem zweiten Kinde ist nur die rechte Hand, mit welcher auch dieses eine Zitze erfasst hält, vorhanden, vom Tiere selbst dagegen der hintere Teil verloren. Der neben dieser figürlichen Darstellung auf der rechten Seite frei bleibende Raum zeigt oben ein tief eingeschnittenes, 16 cm hohes und 19 cm breites M, dem auf der anderen Seite ein D (Dis Manibus dh. den Unterweltsgöttern) entsprach, unten auf einer seichteren Fläche von 18 cm Höhe und 23 cm Breite einen schreitenden Vogel, wahrscheinlich eine Taube.

Nehmen wir an, dass der Block ursprünglich die gleiche Länge wie die der Vorderseite des Grabmals, also = 1.46 m gehabt habe und nachträglich in zwei ungleiche Hälften gespalten worden sei, so kämen, beiderseits der Rand mit D—M zu 2×28 cm = 56 cm, ferner der in der Nische verbleibende, von der Figur der Wölfin nicht völlig ausgefüllte freie Raum mit ca. 2×9 cm = 18 cm abgerechnet, auf die ganze Länge des Tieres 72 cm bei einer Länge des wirklich Erhaltenen von 54 cm, so dass auf den verlorenen Teil ca. 18 cm oder auch mehr treffen würden, was den thatsächlich vorauszusetzenden Dimensionen sehr wohl zu entsprechen scheint. Dabei ist besonders die übereinstimmende Höhe dieses Blockes und der beiden grossen Steine zu beachten. Es würde demnach dieser Stein den oberen Teil der Inschrift gebildet haben und wie die drei anderen Seiten des Monumentes von einem mit Kränzen geschmückten Gesims überragt gewesen sein; die Inschrift hätte alsdann den Raum der zwei unteren, in diesem Falle noch vorauszusetzenden Steine von gleicher Höhe, zusammen ungefähr 1.20 m eingenommen, wenn vielleicht auch nicht vollständig (vgl. auch in dieser Hinsicht den Grabstein des Blussus) ausgefüllt.

Die römische Wölfin auf einem Grabmonument ist wohl als eine Seltenheit zu betrachten. Wir finden sie z. B. auf einem von Gerhard „Antike Bildwerke" C. II. T I, Taf. CXVIII veröffentlichten Sarkophage im Dome zu Amalfi, unter dessen dem Mythus von Mars und Venus, bezw. Rhea Silvia entnommenen Darstellungen dieselbe einen sehr geeigneten Platz einnimmt. In Bezug auf unser derartiger Beziehungen entbehrendes Denkmal ist vielleicht die Vermutung gestattet, dass dieses Symbol des Römertums in Verbindung mit der römischen Nationaltracht, in der das Ehepaar, vorzugsweise der Mann erscheint, gegenüber den Darstellungen provinzieller Landestracht, wie sie die Steine von Waldtischbach, Neumagen u. s. w. zeigen, die ächt römische Abstammung der betreffenden Personen, vielleicht auch eine einflussreiche politische Stellung des Mannes als eines höheren Verwaltungsbeamten oder dergleichen anzudeuten bezweckte. Jedenfalls wird das ganze Denkmal auch in seiner teilweisen Verstümmelung künftig eine der hauptsächlichsten Zierden unseres unter den rheinischen Museen nicht den letzten Platz einnehmenden Lapidariums bilden.

Nicht unmittelbar mit den bisher beschriebenen Steinen zusammen, aber doch bei derselben Gelegenheit wurde gefunden:

5. ein Flachrelief aus rotem Sandstein, die Zerfleischung Aktäons durch seine Hunde darstellend (Taf. XI, Fig. 1). Die Länge des Steines beträgt 88 cm, seine Höhe 60 cm, die Breite, resp. Dicke 30—42 cm. Auf der rechten Schmalseite ist ein 15 cm

breiter und 29 cm langer, gerade herabhängender und in eine dreifache Falte gelegter Gewandrest sichtbar, der, weil er erst 16 cm von der Vorderkante beginnt, auf eine bedeutend grössere Dicke des Steines schliessen lässt. Aktäon, von der Brust abwärts mit Ausnahme der Füsse erhalten, ist mit einem enganschliessenden, über den Hüften gegürteten und nur bis auf die Oberschenkel reichenden Leibrocke bekleidet; darunter werden die Zipfel eines schwalbenschwanzähnlich ausgeschnittenen, wie es scheint, unter dem Leibrock getragenen Schurzes sichtbar. In heftig ausschreitender Bewegung nach rechts gewendet, hält er zurückgreifend mit dem linken Arm einen sein linkes Bein zerfleischenden Hund am Genicke gepackt, während ein anderer ihn in die Wade des vorgesetzten rechten Fusses beisst. Die Situation ist genau diejenige, in der wir den von seinen Hunden angegriffenen Liebling der Artemis auf dem prächtigen, im Louvre befindlichen Sarkophage erblicken (Clarac, Musée pl. 113—115 = Baumeister, Denkmäler etc. Abb. 41), nur dass der zweite Hund von rechts her an Aktäon emporspringend oder vielmehr emporsteigend denselben in die Brust beisst, während dieser nach dem von hinten ihn anfallenden Hunde sich umwendend die mit einem Stocke bewaffnete Rechte zum Schlage erhebt. Vergleiche auch die ähnliche Darstellung eines pompejanischen Wandgemäldes bei Wieseler „Denkmäler der alten Kunst". Bd. II, Taf. XVII, Nr. 183. Die Figuren unseres Reliefs, namentlich die Tiere, welche mit Hunden nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit besitzen, sind steif und schülerhaft entworfen und ohne feinere Modellierung nur in den Umrissen ausgeführt.

6. Aschenkiste aus weissem Sandstein, 1,03 m lang, 0,78 m breit und 0,56 m hoch. Die beiden Schmalseiten sind oben mit je einem über die Oberfläche der Kiste nicht hervorragenden, sondern mit derselben eine Linie bildenden Wulste geschmückt, von denen derjenige rechts vom Beschauer erhalten, der auf der linken Seite dagegen bis auf geringe Spuren weggemeisselt ist. Der noch vorhandene ist oben, unten und durch zwei näher beisammen befindliche Einschnürungen auch in der Mitte gegliedert und das Ganze durch Wellenlinien gemustert. Vorn zeigt der erhaltene Wulst eine kreisrunde Maske von 19 cm Durchmesser, ähnlich derjenigen auf den Waldfischbacher Steinen (Jahrbücher d. V. v. A. etc., H. LXXVII, Taf. VI, Fig. 1; s. auch H. XLII, Taf. III, Fig. 3), aber besser ausgeführt und von freundlicherem Ausdrucke. Der Raum zwischen den beiden Masken und einem dem Durchmesser derselben entsprechenden Rande zu beiden Seiten, genau gemessen 61 cm breit, enthielt ursprünglich die Weihinschrift in fünf Zeilen. Davon sind aber in der vierten Zeile nur 46, in den drei oberen nur 26 cm vorhanden; das übrige ist weggemeisselt und zwar auf 34 cm von der linken Seite aus durchgehends 4 cm tief, ausserdem oberflächlich die drei oberen Inschriftzeilen in der angegebenen Breite. Die noch vorhandenen Schriftreste sind folgende:

O A D I
F· M E S
V I A V S
O N I V G I
F · C

woraus soviel hervorgeht, dass das Denkmal einem Ehegatten von dem andern errichtet wurde. Eigentümlich ist die Form des ersten F, indem der kürzere Querstrich fehlt, an

das Ende des längeren aber ein Winkelhaken von dieser Form ∧ angehängt ist. — Der zur Aufnahme der Aschenurne bestimmte Innenraum hat eine Länge von 78 cm, eine Breite von 49 cm und eine Höhe von 30 cm, die nach oben abgerundete, thürähnliche Öffnung, durch welche das Gefäss eingeschoben wurde, eine Breite von 24 cm und eine Höhe von 18 cm.

7. Fragment eines Inschriftsteines (roter Sandstein) von 65 cm Länge, 60 cm Breite und 17—20 cm Höhe. Von der Oberfläche der die Inschrift enthaltenden Seite sind zu Anfang einige Stücke abgesplittert, so dass die Inschrift selbst nur einen Raum von 49 cm einnimmt, bezw. in dieser Ausdehnung lesbar ist. Dieselbe enthält auf zwei Zeilen die Buchstaben:

I A L L O N
· S A M I O

die, wofern sie sich wirklich auf einen Bewohner des schönen Samos beziehen, der hier am Rhein sein Grab fand, uns einen Beweis liefern würden von der Mischung der Nationalitäten auch in der Civilbevölkerung des römischen Reiches, da Soldateninschriften in dieser abgelegenen Gegend wohl kaum anzunehmen sind.

8. Architekturstück aus weissem Sandstein. Dasselbe besitzt bei einer Höhe von 20 cm unten eine Länge von 85 cm und eine Breite von 44 cm, während es oben nach der einen Richtung 66 cm, nach der andern 31 cm misst. Von den drei Absätzen, durch welche das offenbar zu einem Sockel gehörige und zwar die eine Ecke eines solchen bildende Stück gegliedert wird, ist der untere durch eine Leiste, der mittlere durch einen breiten Rundstab verziert. Ein ähnliches Stück ist an der Fundstelle zurückgeblieben. Möglicherweise gehörten beide zu dem grossen Grabdenkmal, das, wie oben bemerkt, eines Sockels nicht wohl entbehren konnte.

9. Zwei Mühlsteinfragmente aus weissem, mit grossen Kieseln durchsetzten Sandsteine. Das eine ist 57 cm lang bei einem Radius von 36 cm. Von einer ca. 6 cm im Durchmesser haltenden Öffnung in der Mitte gehen drei in mehr oder weniger spitzem Winkel zu einander gerichtete Einschnitte von 8 cm Länge, 3 cm Breite und 3 cm Tiefe aus, von welchen der mittlere vollständig, die beiden anderen andeutungsweise erhalten sind. — Das andere Bruchstück hat einen Durchmesser von 43 cm, ist aber nur 35 cm breit. Es hat in der Mitte eine Öffnung von ca. 12 cm Durchmesser, welche von einem 5 cm breiten und 3,5 cm hohen Rande umgeben ist. Auf der anderen, glatten Seite zeigen sich zwei ähnliche Einschnitte wie die eben beschriebenen, 6 cm lang, 4,5 cm breit und 4 cm tief, der eine ganz, der andere teilweise erhalten.

Sämtliche im Vorstehenden beschriebenen Steine wurden bereits im vorigen Jahre aufgedeckt; dazu kamen in dem laufenden Jahre noch die folgenden, welche, wie oben geschildert, aus den grösstenteils erst jetzt freigelegten Mauern an verschiedenen Stellen ausgebrochen wurden:

10. Vier-Götter-Altar aus rötlich-grauem Sandstein. Die eine der beiden erhaltenen Seiten ist 44 cm breit, wovon 4 cm auf den einen Rand entfallen, während der andere fehlt; die Breite der zweiten mit einer Figur geschmückten Seite beträgt, von unten gemessen, auf 27 cm Höhe 40 cm, von da an 36 cm. Daraus geht hervor, dass auch auf

der anstossenden dritten Seite eine Figur gewesen war oder doch gewesen sein konnte, die später behufs besserer Vermauerung abgemeisselt wurde. Der Absatz in 27 cm Höhe ist ein regelmässiger, die Oberfläche des im Erhaltenen 82 cm hohen Steines dagegen und die vierte Seite unregelmässig abgesplittert.

Wir betrachten zuerst die Darstellung der besser erhaltenen Seite (Taf. XI, Fig. 2). Über einem 9 cm hohen Sockel erhebt sich die 74 cm hohe Gestalt der Minerva in langem Chiton mit der Ägis auf der Brust und einer Art Sturmhaube auf dem nach links gewendeten Haupte. Die erhobene Rechte hält die auf den Boden gestützte Lanze am oberen Teile gefasst, die Linke stützt sich auf den hohen Schild. Zur Linken der Göttin auf einem oben wulstartig abgerundeten Pfeiler die Eule.

Der Sockel der zweiten Seite (Taf. XI, Fig. 3) ist 13 cm, die in der Höhe gleichfalls vollständig erhaltene Figur des Hercules 65 cm hoch. Derselbe ist nackt bis auf die über den linken Arm geworfene Löwenhaut. Der Kopf ist etwas nach links gewendet, der linke Fuss fest aufgesetzt, der rechte leicht erhoben. Der rechte Arm stützte sich auf die jetzt nicht mehr vorhandene Keule; auch das Gesicht ist abgeschlagen. Die Arbeit an den Figuren ist roh, das Material wie überhaupt an den meisten dieser Steine mit Ausnahme des grossen Denkmals und der mutmasslich zu demselben gehörigen Teile, schlecht mit überall eingesprengten Kieseln, teilweise wie aus solchen zusammengebacken.

Besser, der Arbeit wie dem Material nach, ist das folgende Stück:

11. Vier-Götter-Altar aus weissem Sandstein, 1.05 m hoch, 0.47 m lang und 0.30 0.23 m breit (Taf XI, Fig. 4). Alle Seiten bis auf eine sind glatt abgemeisselt; auf dieser zeigt sich eine nackte männliche Figur von 93 cm Höhe mit rechtem Stütz- und linkem Spielbein; der von der Schulter in fast gerader Linie erhobene rechte Arm hielt eine Lanze oder einen Stab (Scepter) am oberen Ende gefasst, während das untere auf dem Boden ruhte. Bei der Neubearbeitung und baulichen Wiederverwendung des Steines ist der betreffende Gegenstand abgemeisselt worden, ebenso der linke Arm, von welchem nur die anscheinend einen Gewandzipfel haltende, am Körper anliegende Hand in der Gegend der Lende sichtbar ist; auf der Schulter, soweit sie erhalten, ist keine Spur von Gewand zu sehen. Das gewellte Haar ist wulstförmig aufwärts und zurückgestrichen. Die gleiche Figur findet sich mit Juno, Hercules und wahrscheinlich Mercur zusammen auf einem in zwei Hälften gespaltenen grossen Viergötteraltar, der in der Kirchhofmauer von Theisbergstegen am Glan eingemauert gewesen war und durch Vermittlung von Pfarrer Oberlinger daselbst in diesen Tagen dem historischen Verein der Pfalz überlassen worden ist. Dort hält die Figur einen deutlich erkennbaren, bis auf den Boden reichenden Speer oder Stab, während die linke Hand auch dort fehlt. Also wohl Mars, da Jupiter auf derartigen Altären, die aber wohl eher als Basen für eine freistehende Statue oder eine Säule als Trägerin einer solchen anzusehen sind, in unseren Gegenden nicht vorkommt.

12. Weibliches Brustbild aus rötlich-grauem Sandstein, der in der Höhe 58 cm, in der Breite 55 cm und in der Dicke 43 cm misst (Taf. XI, Fig. 5). Der rechte Oberarm ist etwas, doch nicht bedeutend beschädigt; das Ganze war ursprünglich wohl 7—8 cm breiter. Der Kopf ist leicht nach rechts gewandt; Nase und linke Wange sind abgeschlagen, die Haare gewellt und zu Locken aufgesteckt. Die rechte, ungewöhnlich schmale

Hand hält, etwas erhoben, eine der Brustfalten des Gewandes gefasst, das wie bei der weiblichen Figur des grossen Grabmals das national-römische Frauengewand, die Palla, ist; der linke Arm, an dem die Hand fehlt, liegt in der Richtung der unteren Umrahmung der Nische quer unterhalb der Brust. Die Darstellung erinnert an diejenige auf dem schönen Grabmal der Naevoleia Tyche in Pompeji (s. Overbeck, „Pompeji" S. 30), welches ausser einer Fülle sonstigen ornamentalen Schmuckes auch das Brustbild der Naevoleia zeigt.

13. Brustbild eines Knaben (Taf. XI, Fig. 6). Der Stein, dessen ursprüngliche Begrenzung nur oben und auf der rechten Seite erhalten ist, hat eine Länge von 53 cm, eine Dicke von 51 cm und eine Höhe von 24 cm. Wir geben das reizende Bildwerk in einem grösseren Masstab als dem sonst auf Tafel X und XI angewandten (1:5 statt 1:10) nach einer Zeichnung von Professor Schubart dahier, dem wir auch die Abbildungen der übrigen zur Darstellung gebrachten Steindenkmäler verdanken. Unter einer halbkreisförmigen, 45 mm breiten und 15 mm hohen, am Rande mit einer vertieften Rinne versehenen Umrahmung von 36 cm Durchmesser erblicken wir das Brustbild eines Knaben, dessen Kopf an der betreffenden Stelle den Rahmen verdeckt und bis hart unter die obere Kante des Steines reicht. Das mit lockigem Haar geschmückte Haupt ist in anmutiger Biegung nach der linken Schulter gewendet und zugleich etwas abwärts und rückwärts geneigt. Der Ausdruck des Gesichtes ist, so viel das schlechte Material (kieselhaltiger, weissgrauer Sandstein) dies erkennen lässt, der einer gehaltenen Wehmut. Von besonderem Reize sind namentlich auch die Linien der Schultern, selbst der teilweise zerstörten linken, wie die Behandlung des Halses und der Brust des in Jugendfülle schwellenden Körpers von den gründlichen anatomischen Kenntnissen des Künstlers zeugt, der verurteilt war, in einem Material seine Ideen auszugestalten, das heutzutage wohl ein gewöhnlicher Steinmetz zu bearbeiten sich weigern würde. Um so bedauerlicher ist es, dass auch dieses wirkliche Kunstwerk nur als Bruchstück auf uns gekommen ist. Was die zu beiden Seiten des Kopfes hinter der Umrahmung zum Vorschein kommenden rundlichen Gegenstände zu bedeuten haben, ist schwer zu sagen. Der Berichterstatter dachte an Mohnkapseln, die bekanntlich als schlafmachendes Mittel für kleine Kinder gebräuchlich sind, so dass hierin vielleicht ein Bezug auf den ewigen Schlaf des in zartem Alter Verstorbenen gefunden werden könnte; doch ist jede andere Deutung ebenso zulässig wie diese. Das Gleiche ist mit dem auf der linken Seite unseres Reliefs dargestellten Gegenstande der Fall, bezüglich dessen der Phantasie freier Spielraum gelassen ist, an einen Schiffsschnabel, einen Flügel oder sonst etwas zu denken. Zu beachten dürfte nur sein, dass die Ausführung des fraglichen Gegenstandes wesentlich dieselbe ist wie bei dem das Relief umgebenden Rahmen, so dass vielleicht auch hier an eine, in diesem Falle halbmondförmige Einfassung gedacht werden kann von der Gestalt der bekannten Amazonenschilde, der peltae lunatae, wie solche unter Anderem auch auf dem zu Andernach gefundenen Grabsteine des Firmus, eines Soldaten aus der Kohorte der Raeter (s. Jahrbücher d. V. v. A. etc., LXXVII, Taf. I) als Verzierung angebracht sind.

14. Flachrelief als Verzierung eines Architekturstückes aus feinem, rotem Sandsteine (Taf. XI, Fig. 7). Links geradlinig begrenzt, rechts mit dem Ansatze eines Bogens, dessen

Sehne = 17 cm, die dazu gehörige Sagitte = 3 cm ist, hat der Stein bei 19 cm Höhe und 36 cm Dicke eine wechselnde Breite von 28, 35 und 40 cm. Wir erblicken auf demselben einen männlichen Kopf mit reichem, gelocktem Haar; aus den erhobenen Händen wachsen geschickt in den Raum komponierte Blatt- und Rankenornamente hervor. Auf dieses und das nächstfolgende Stück bezog sich, was wir oben von dem fast byzantinischen Charakter zweier der zuletzt auf der Heidenburg gefundenen Steine gesagt haben. Aber so eng sich auch unser Relief mit zahlreichen ähnlichen Motiven des romanischen Stiles berührt, so hindert doch nichts, dass dasselbe bereits im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden sein könne, und zeigt die relativ gute Bildung der Hände und die gefällige Anordnung des nicht minder gut stilisierten Blattwerkes von einem künstlerischen Können, das keinenfalls geringer war, als das der Stempelschneider, welche die Kaiserbilder auf den Münzen jener Zeit schufen. Es wird also in Anbetracht der übrigen zahlreichen Funde, die, wenn auch in der Ausführung sehr verschieden, doch alle zweifellos römischen Ursprunges sind, bei dem römischen Charakter auch dieses und des folgenden Stückes sein Verbleiben haben müssen.

15. Löwe aus grauem Sandstein (Taf. XI, Fig. 8). Höhe und Länge jedesmal = 65 cm, die Breite = 22 cm. Ein aufrecht auf den Hinterfüssen stehender Löwe hat sich der Länge nach auf einen von ihm vollständig bedeckten Hirsch geworfen, dessen anatomisch sehr korrekt gezeichneter Kopf mit heraushängender Zunge zwischen den Vordertatzen des Löwen flach auf dem Boden liegt, während der übrige Körper mit den an den Leib gezogenen Hinterbeinen unter dem Bauche des Löwen sichtbar wird. Der Kopf des letzteren mit der lang heraushängenden Zunge, der breiten und flachen Nase, den ungleich gestellten Augen — dieselben sind nur durch eine vertiefte Ellipse mit einem Punkt in der Mitte angedeutet —, namentlich aber die perückenartige Mähne ist ganz schematisch gehalten und lässt auf den ersten Blick eher mittelalterliche als römische Herkunft vermuten. Indes das Motiv ist ein auch im Altertum sehr bekanntes, namentlich für Brunnenfiguren (vgl. z. B. Archäologische Zeitung 1879, Taf. 1, Nr. 3) und Krönungen von Grabmälern (Jahrbücher d. V. v. A. etc., H. LXXVII, Taf. I und die Seite 34 daselbst angegebene Literatur), sowie zu Portalornamenten an Tempeln namentlich in Verbindung mit dem weitverbreiteten Mithraskultus (vgl. Jahrbücher etc., H. XXXIX und XL, Taf. I) gern verwendetes, und die Ausführung allein, für die es übrigens gleichfalls nicht allzu schwer fallen dürfte, Analogien aus dem Altertume zu finden, kann nicht als entscheidend betrachtet werden. Am vollständigsten dürften mit unserer Figur sich decken zwei nach gütiger Mitteilung von Gymnasialdirektor Haug in Mannheim seit 1874 im Stuttgarter Antiquarium befindliche Bruchstücke, gefunden bei Kirchentelliesfurt, Oberamt Tübingen, über welche Winterlin in dem geschriebenen Katalog 215 bemerkt: „Das Tier (d. Löwe) ist in dem Moment aufgefasst, wo es seine von hinten angefallene Beute (d. Hirsch) niedergerungen hat und, ehe es sich zum Frass anschickt, zähnefletschend aufschaut, ob ihm den Raub niemand streitig machen wird."

16. Fragmentierter Inschriftstein mit figürlicher Darstellung (roter Sandstein). Die auf dem 44 cm hohen, 42 cm breiten und 36 cm dicken Blocke in 4 Zeilen enthaltene Inschrift zu entziffern, wird wohl ein vergebliches Bemühen bleiben. Deutlich erkennbar

ist nur in der letzten Zeile ein einzeln stehendes F = fecit. Die Inschrift war auf einer etwas erhöhten, oben, unten und in der Mitte ausgeschweiften Tafel angebracht und diese ursprünglich von zwei Eroten oder Genien gehalten, von denen noch der rechts stehende teilweise, d. h. mit Ausnahme des Kopfes, Halses und der linken Schulter, desgleichen des linken Fusses vom Knöchel an — da die Figur von der linken Seite dargestellt ist, so war auch im unversehrten Zustande nur dieser eine sichtbar — vorhanden ist. In dieser Weise als Schildhalter verwendet finden sich unseres Wissens Eroten auch auf einem Mantuaner Grabsteine und auf einem solchen der Mannheimer Sammlung.

17. Bruchstück einer figürlichen Darstellung aus grauem Sandstein. Bei einer grössten Dicke des Blockes von 48 cm beträgt die Breite der Bildfläche nur 36 cm, die Höhe 30 cm. Auch dieses kleine Stück ist nur teilweise erhalten, so dass nur der linke Oberschenkel einer nach links schreitenden oder gewendeten Figur bis zum Knie und bis in die Gegend des rechten Kniees heraufreichend und den Raum zwischen den ausgespreizten Beinen teilweise ausfüllend ein Gegenstand erkennbar ist, der wegen seiner fragmentarischen Beschaffenheit eine Erklärung kaum zulässt. Am meisten Ähnlichkeit hat derselbe mit einem durchbrochenen Geflechte aus breiten Bändern.

18. Rest eines Votivsteines aus weissem Sandstein. Die Dicke des Steines von 55 cm lässt auf kein unbedeutendes Monument schliessen; die Breite jedoch beträgt nur zwischen 26 und 29 cm, die Höhe nur 20 cm. Erhalten ist allein noch ein unbeschuhter linker Fuss bis zur Wadengegend, zwischen welchem und dem fehlenden rechten Fuss ein Haufe von mindestens 16 Kugeln sichtbar ist, welche vielleicht Äpfel oder andere Früchte als Attribute des Priapus, Silvanus oder sonst einer die Früchte in Garten und Feld behütenden Gottheit darstellen.

19. Inschriftstein. Der 75 cm lange, 36 cm hohe und 30 cm dicke, rote Sandstein ist bogenförmig von einer 6 cm breiten, flachen Rinne zwischen zwei erhöhten Rändern umrahmt, so dass die Inschrift, von der die erste und letzte Zeile fehlen, nur eine Länge von 53 cm hat. Dieselbe lautet mit Ergänzung der ersten Zeile, welche durch die noch deutlich sichtbaren Füsse des zweiten Buchstabens von selbst sich ergibt, sowie der letzten, auf welche die Konstruktion hinweist:

[D·] [M·]
A X S I N I A· A M
M V L A· C O N I V G I·
M A R I N I A N O· D E·
[S V O· P O S V I T·]

Die Inschrift besagt, dass Axsinia Ammula den Denkstein ihrem Gatten Marinianus aus ihrem eigenen Vermögen gesetzt hat. Das L in Ammula nähert sich der Kursivschrift und würde ohne den kürzeren Haken an seinem Fusse für ein I zu halten sein; von dem M in Marinianus ist nur der letzte Strich erhalten, von dem E in DE der untere Parallelstrich verschwunden; die Punkte nach den ersten beiden Buchstaben, sowie nach den letzten drei Worten der Inschrift sind ergänzt.

20. Fragmentierte Inschrift. Die Länge des ausnahmsweise feinen, weissen Sandsteines beträgt in seinem gegenwärtigen Zustande 46 cm, die Dicke 62 cm, die Höhe der

zweizeiligen Inschrift 24 cm. Diese, deren Buchstaben einen schöneren Ductus als alle anderen hier besprochenen Inschriften zeigen, lautet:

O C A C I R I
N V A R I A C

und lässt erkennen, dass der Stein von einer Januaria ihrem Gatten, dem Sohne eines gewissen Cacirus geweiht worden ist. Der Name Cacirus ist auch aus einem in der Gemarkung von Baum bei Landstuhl schon vor 1817 gefundenen grossen Cippus (Nr. 25 der hiesigen Sammlung = Brambach, Corpus inscriptionum Rhenanarum. Nr. 1780) bekannt. Hinsichtlich des hier beschriebenen Steines ist ferner zu beachten, dass oberhalb der Inschrift über einer 7 cm breiten, schrägen Abdachung sich ein 6 cm hohes, 20 cm breites Postament erhebt, neben welchem links ein linker Fuss ohne Andeutung der Zehen nebst einem Stücke Gewand sichtbar wird, was auf eine sehr beträchtliche Breite des ganzen Monumentes schliessen lässt.

21. Zwei Bruchstücke eines Inschriftsteines aus kieselhaltigem, grauem Sandstein. Die Inschrift ist in ähnlicher Weise wie in Nr. 19 von einem 8 cm breiten, halbkreisförmigen Rahmen von ungefähr 30 cm Höhe umgeben, so dass, da die beidemal zweizeilige Inschrift 15 cm Höhe hat, nur nach oben und auch hier nur eine oder höchstens zwei Zeilen vorhanden gewesen sein können. Dagegen fehlt das die beiden Stücke verbindende, den Namen der verstorbenen Gattin des Paternus, welcher dieser den Stein errichtet hatte, enthaltende Stück; nur die Anfangssilbe IN mit dem Ansatz, wie es scheint, eines A und die Deklinationsendung AE ist erhalten. Die Buchstaben DEF sind natürlich in DEFVNCTAE zu ergänzen. Die Inschrift der bei 42—44 cm Dicke 25, bezw. 23 cm hohen und 32/25, bezw. 34/28 cm breiten zwei Bruchstücke lautet demnach:

I N . . . . . . A E C O N
D E F . . . . . . P A T E R N

22. Bruchstück einer Inschrift aus rotem Sandstein von 51 cm Länge, 23 cm Höhe und 28 cm Dicke. Nach links und ebenso nach unten scheint die Inschrift keine Fortsetzung gehabt zu haben; der rechte und jedenfalls auch der obere Teil fehlt. Das Erhaltene lautet:

V S T I N .
S I B B I · F E C

woraus hervorgeht, dass eine Faustina oder ähnlich heissende Frau den Stein sich selbst — man beachte die Form SIBBI statt SIBI — schon bei Lebzeiten für den Fall ihres Todes hat verfertigen lassen.

23. Wie vorher. Länge = 52 cm, Höhe = 30 cm, Dicke = 55 cm. Die linke Seite ist abgeschlagen, die rechte mit einem Ornamente grosser Blätter geschmückt. Die erhaltenen Reste zeigen nur, dass auch dieser Stein dem einen Ehegatten von dem andern errichtet worden ist; sie beschränken sich auf die Buchstaben:

/G I · I A S
R T I · S S I

24. Viereckiges Säulenkapitäl (?) aus gelblich-weissem Sandstein. Untere Breite = 31/24 cm, obere = 58/35 cm, Höhe = 66 cm. Die Ecken zieren Rundstäbe, welche

beiderseits mit bandartigen Leisten eingefasst sind; die oberen Ränder sind überarbeitet, die übrigen Flächen dreier von vier Seiten mit je 9 Lagen von Blättern oder Schuppen bekleidet; in der Mitte der schmäleren Grundfläche ist ein längliches Loch eingehauen. Ein ganz ähnlicher Stein befindet sich unter den von der römischen Moselbrücke bei Coblenz aufgefundenen und in den Jahrbüchern d. V. v. A. etc., H. XLII, Taf. III, abgebildeten Steinen, wo derselbe als Bedachungsstein erklärt wird. Auch im XIV. Heft der genannten Zeitschrift, Tafel VI, ist ein derartiger, in Köln gefundener Stein abgebildet, den Lersch des aus Grobkalk bestehenden Materials wegen für römisch erklärt, obgleich er nichts Ähnliches selbst aus spätrömischer Zeit aufzuweisen vermag, und den er als das Kapitäl einer kolossalen Säule ansieht. Gegen diese Deutung wendet sich Braun in einem eigenen Aufsatze im XVI. Heft, S. 47–57, worin er aus der Ähnlichkeit der Blätter oder Schuppen mit denen des Pinienapfels zu beweisen sucht, dass der bezeichnete Stein vielmehr ein Grabmal oder der obere Teil eines solchen sei.

25. Architekturstück aus rotem Sandstein in Gestalt eines Segmentes von 1.17 m Länge, einer oberen Breite von 41 cm, einer unteren von 24 cm und einer Höhe von 21 cm. Die Profilierung wird durch einen kleineren unteren Absatz und einen breiten oberen Rand gebildet, zwischen welchen zwei breite, durch scharfkantige Leisten von einander getrennte, flache Rinnen sich befinden.

26. Oberteil eines kegelförmigen Steines von 35 cm Höhe und 77 cm Umfang, dessen Spitze als runder Knauf gebildet ist.

Wir fügen hieran unserem Versprechen gemäss noch die Nachrichten über früher auf der Heidenburg bei Oberstaufenbach gefundene Steindenkmäler und zwar mit den Worten des bereits zitierten Intelligenzblattes des Rheinkreises, in dessen Nr. 125 vom Jahre 1822 Folgendes gesagt ist: „Anderthalb Stunden von Steinwenden liegt Oberstaufenbach mit der merkwürdigen Heidenburg, welche wegen ihrer Baustätte, ihren festen, unbezwinglichen Ruinen und der verschiedenen bereits hervorgebrachten Altertümer vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. — Von früher hier gefundenen römischen Münzen und Inschriften hat schon Gilbert in seinem „Handbuch für Reisende durch Deutschland“, 2 Teil, S. 160 Nachricht gegeben. Das Meiste ist unbeachtet geblieben und verloren gegangen, und die Steine mit Inschriften sind wieder zu anderen Bauwerken verwendet worden. — Viele Denkmäler liegen in der Mühle von Oberstaufenbach. Der Müller weiss noch, dass er selbst einen Stein mit lateinischer Inschrift in den Grund seines Hauses habe mauern lassen. An dem Giebel seines Hauses wird man noch einen Stein gewahr, auf welchem die Figur eines Streiters (?) abgebildet ist, der mit einer Hand eine Kugel erhebt und die andere Hand zum Schlage dagegen ausstreckt. In dem Hofe dieser Mühle steht der Pfosten einer Remise auf einem umgekehrten Denksteine mit folgender Inschrift: D· M· / V I S I O N I O· I A / S O· E T· C O N I V / G I· F I L I I· (E) I V S· F E / C E R V N T· Man darf erwarten, dass für die Aufbewahrung dieses Denkmals bessere Sorge getragen wird.“

Dies ist inzwischen geschehen, indem der betreffende Stein von dem Eigentümer, Mühlenbesitzer Heinrich Rübel in Oberstaufenbach, auf Veranlassung des pr. Arztes, Dr. Rübel in Kaiserslautern, dem historischen Vereine der Pfalz zum Geschenke gemacht wurde.

Einen zweiten Stein schenkte gleichzeitig die Gemeinde Oberstaufenbach; derselbe enthält ausser einem einzelnen M nur noch die Worte Mater faciendum curavit, ist aber interessant durch zwei nach unten gekehrte, mit Stielen versehene Beile unterhalb der Inschrift, welche die vielgedeutete, namentlich auf Inschriften des lugdunensischen Galliens häufige Formel: Sub ascia dedicavit (S. A. D.) ausdrücken. Die Steine führen in der Sammlung des historischen Vereines die Nummern 164 und 163.

Der am Giebel der Oberstaufenbacher Mühle eingemauerte Stein ist dann auf der Figurentafel Nr. 1 des Intelligenzblattes von 1823, Fig. 5 wiedergegeben und dabei gesagt, die rohe Arbeit scheine einen Kämpfer mit bewaffnetem Arme vorzustellen. Die Vergleichung mit dem ebendaselbst, Fig. 7 abgebildeten Steine im Pfarrgarten von Altenglan zeigt vielmehr, dass wir es auch hier höchst wahrscheinlich mit einer tanzenden Figur zu thun haben. Auf einen vom Schreiber dieses ihm geäusserten Wunsch war der Eigentümer sofort bereit das Ausbrechen des gegenwärtig stark übertünchten Steines zu gestatten; doch zeigte es sich, dass dies nur mit vielen Schwierigkeiten und nicht ohne Gefahr für das Haus ausführbar sei, weshalb vorläufig davon Umgang genommen wurde.

In Nr. 11 des Intelligenzblattes von 1827 geschieht dann noch des in Stein gehauenen Brustbildes eines Römers Erwähnung, welches, in der Kirchhofmauer der zwischen Friedelhausen und Bosenbach stehenden Kirche eingemauert und dem von der Heidenburg bei Kreimbach gezeichneten (s. d. Tafel zu Nr. 14 vom Jahr 1827, Fig. 7) der Form nach ähnlich, von der Römerburg bei Oberstaufenbach entnommen sein möge. — Andere aus Stein gehauene Figuren, hinter dem Thor der erwähnten Kirchhofmauer vorfindlich, einen Löwen mit einem erlegten Tier unter seinen Füssen vorstellend (vgl. unsere Nr. 15), scheinen dem Verfasser des betreffenden Artikels antiker Arbeit, obgleich die Volkssage diesen Figuren neuere Deutung und neueren Ursprung gebe. — Schliesslich wird die Ansicht geäussert, dass das Kastell von Oberstaufenbach eine Strasse geschützt haben möge, welche sich von Landstuhl über Ramstein, Reichenbach und Friedelhausen hinzog und bei Altenglan mit der Glanstrasse vereinigte.

So sind wir denn zum Ausgangspunkt unseres Berichtes über die Heidenburg bei Oberstaufenbach zurück — und damit am Ende unserer Aufgabe überhaupt angelangt. Ist es auch kein rheinisches Olympia oder Pergamon wie Neumagen gewesen, dessen Erschliessung wir zu schildern hatten, so ist doch die Freude über die gerade hier mit verhältnismässig geringen Opfern erzielten glänzenden Resultate wohl berechtigt, eine Freude allerdings, mit der das lebhafte Bedauern sich verbindet, dass von einer so reichen Fundgrube uns nur ein so kleiner Teil noch auszubeuten vergönnt war. Für den Bericht über die Aufdeckung des fränkischen Totenfeldes bei Obrigheim, wodurch auch die bisher hinter der prähistorischen und römischen etwas zurückgebliebene fränkisch-alemannische Abteilung unserer Sammlungen die ausgiebigste und wertvollste Bereicherung erhielt, überlassen wir das Wort an Studienlehrer Dr. C. Mehlis in Dürkheim, der dieses Unternehmen angeregt und im Auftrage des historischen Vereins der Pfalz geleitet hat.

I. Die Ausgrabungen.

Die Umgegend von *Worms* bildet den klassischen Boden für die **fränkisch-alamannischen Reihengräber**, welche aus dem 5.—8. Jahrhundert nach Christus herrühren und ihren Namen davon tragen, dass die Toten auf ihnen in regelmässigen Reihen im Erdboden begraben sind.

In der Literatur sind bekannt die reichen Grabfelder der Stadt *Worms* selbst, ferner das von *Dr. Ludwig Lindenschmit* ausgebeutete Grabfeld von *Selzen* und der von *Dr. Köhl* aufgedeckte Friedhof von *Wiesoppenheim*. Über die Altertümer dieser Periode liegt ein klassisches Werk vor, verfasst von Direktor *Dr. Lindenschmit*, betitelt: „Die Altertümer der merovingischen Zeit". Braunschweig 1880. 1. Lief. und 1886 2. Lief., das besonderen Bezug auf die Mainzer und Wormser Gegend nimmt.

Ein in der Pfalz neu aufgefundenes Grabfeld dieser Art schliesst sich den früheren aus dieser Gegend würdig an und bildet mit seinen Funden einen weitern Beweis für die Eigenartigkeit der Kultur bei den germanischen Bewohnern des Wormser Gaues zur Zeit der zweiten festen Niederlassung, welche im Laufe des 5. Jahrhunderts n. Chr. am Mittelrhein stattfand. [1])

Auf die ersten Spuren dieses Grabfeldes stiess man, als die Zuckerfabrik zu *Offstein* an der Eis, 2 Stunden westlich von Worms, bei *Obrigheim* in einem Hohlwege, welcher gen Nordwesten nach Bockenheim zu führt, im Jahre 1884 Kies graben liess. Man fand hiebei in der Gewanne „Kiliansrech" in regelmässig eingesetzten Gräbern Eisenwaffen, Thongefässe von schwarzer und roter Farbe, ferner Perlen verschiedener Art, Schnallen mit eingesetzten Almandinen, eine Broche mit Silberbeleg, welche in Stanzung einen stilisierten Vogel mit grossem Schnabel und roher Ornamentik trägt (vgl. Tafel XII, Fig. 2), eine Zierscheibe aus Elfenbein mit einer zierlich eingeschnittenen Rosette u. s. w. Diese Gegenstände befinden sich im Besitze des Herrn cand. phil. *Hacker*, z. Z. zu Genua. Im Anschlusse an diese zufälligen Ergebnisse veranstaltete der *historische Verein der Pfalz* auf einem unmittelbar anstossenden Acker systematische Ausgrabungen, deren Leitung dem Unterzeichneten übertragen ward. Dieselben nahmen in der ersten Periode eine Dauer von zehn Wochen in Anspruch (März bis Ende April 1884). Die Resultate waren sehr *günstige* zu nennen. Über die Ausbeute im Jahre 1884 sei Folgendes bemerkt.

Der Acker des Ökonomen Joh. Mann III erstreckt sich von Norden gen Süden parallel der obengenannten Hohl, welche auch Haselloch genannt wird. Nördlich des Ackers zieht sich ein Feldweg her, der im Westen und Süden der Gewanne von Obrigheim heraufkommt. Im Osten liegt mehrere Meter tief die Hohl, so dass dies nach Süden etwas abfallende Terrain auf allen vier Seiten von Wegen umschlossen war und deshalb zur Anlage eines Friedhofes sehr geschickt lag. Vom Grabfeld zu den ersten Häusern gelangt man in hundert Schritten. Die *Gräber* befanden sich in einer von 0,60—2,30 m

[1]) Vgl. *H. v. Schubert*: „Die Unterwerfung der Alamannen unter die Franken", Strassb. 1884, S. 23—24.

wechselnden Tiefe und zwar lagen alle Leichen mit dem Gesichte nach *Osten* zu. Teilweise waren die Toten ursprünglich in Särgen aus *Eichenholz* beigesetzt, von denen sich zahlreiche Spuren fanden, teilweise waren über ihnen in der aus Lehm und Sand bestehenden Bauschichte rohe Steinschüttungen, welche an kleine Tumuli erinnerten, angebracht. In letzteren fanden sich mehrfach Reste von römischen tegulae hamatae, von Leistenziegeln. Als eine gesicherte Beobachtung kann man die bezeichnen, dass die höher liegenden Skelette allerdings zumeist wohl erhalten waren, jedoch vielfach besserer und wertvollerer Beigaben entbehrten. Entweder lag bei denselben absolut kein Gegenstand von Beachtung, oder nur eine schwarze Graburne, eine gelbrote Schale, ein eisernes Messer, der Sax, eine oder mehrere Pfeilspitzen; in Frauengräbern solcher Art fand sich ein Kamm von ziemlicher Länge und zwei Reihen von Zähnen, einige Thonperlen, ein Spinnwirtel aus Thon, zerfressene Beschläge und verrostete Gürtelfragmente. Bei einer dieser ärmlich ausgestatteten Frauenleichen sieht man in der Kopfgegend auch zwei kleine Bronzeringe aus Draht, welche mit zurückgezogener Schleife in ein Ohr eingehängt waren. Die sonderbare Form dieses Schmuckgegenstandes erinnert frappant an die sogenannten *slavischen Schläfenringe* (vgl „Zeitschrift für Ethnologie", XVI. Jahrgang. Verhandlungen S. 200—202). Auffallend erscheint ferner das Ornament, welches sich ziemlich häufig auf den wohl durch Schmauchfeuer geschwärzten *Graburnen* vorfindet, nämlich parallel gezogene *Wellenlinien*. Von 10 schwarzen und roten Gefässen sind 2 (also 20 %) mit Wellenlinien dekoriert. Als charakteristisch gilt nun gerade dies Ornament für die Produkte altslavischer Keramik. In den fränkischen Grabfeldern zu Kirchheim a. d. Eck, Wiesoppenheim und anderen dieses Gaues, des alten *Wormazfeldu's*, fanden sich dieselben Gefässe in ähnlichem Zahlenverhältnis. — Soll man nun zur Erklärung annehmen, dass schon damals Hörige und Freigelassene *slavischer* Nation den fränkischen Kolonisten beigemengt waren, oder hat sich diese Ohrringform und dies Ornament von den Franken und von ihrem Kulturkreise nach dem Osten verbreitet? Die Wahrscheinlichkeit scheint in höherem Grade für den Schluss zu sprechen, dass dies Ornament auf *fremden* Ursprung zurückgeht. Diese Ansicht unterstützen die von uns gerade bei *ärmeren* Gräbern beobachteten *brachycephalen* Schädel, während sonst bei reinen Franken nur *Langschädel* vorkommen. — Andere Gräber liegen bedeutend *tiefer*, und gerade bei diesen stiess man auf *bessere* Beigaben, welche von einem verhältnismässig günstigen Besitzstand der betreffenden Toten Zeugnis ablegen. Offenbar suchten ihre Angehörigen die mit wertvollen Waffen und seltenem Schmuck noch ausgestatteten Leichen vor *Leichenraub* durch ein möglichst tiefes Grab sicher zu stellen, und dieser Zweck ward auch bis auf den heutigen Tag erreicht. Bei einer *männlichen* Leiche dieser Art lag ausser dem eisernen, im Griff stehenden Messer ein wohl erhaltener Scramasaxus, das einschneidige Kurzschwert mit langem Griffe. Mit ihm, dem gewaltigen Halbschwert, schlägt Walthari dem grimmen Hagen am Wasichenstein die blutige Wunde (vgl. Waltharius v. 1390: eripuit semispatham). Eine andere männliche Leiche ähnlicher Qualität hatte zur Rechten das lange, scharfe Speereisen, die framea des Tacitus, liegen, ausserdem für seine langen Haare das Zeichen der Freiheit, den Kamm und seine Totenurne. Bei einer *Frauenleiche* dieser Art lagen ausser den vom Leichenmahl herrührenden zerbrochenen schwarzen *Topfscherben* eine Garnitur von 12 Perlen aus gebranntem Thon und Glas.

eine Goldverzierung in der Grösse eines 10 Markstückes mit erhabenem Kreuze in der Mitte und am Rande angelöteten Filigranornamenten, welche die Gestalt eines „8“ hatten. Da es deren 3 waren, glaubten meine Arbeiter in der Zahl „888“ schon das Datum für die Beerdigung gefunden zu haben. Ausserdem fanden sich in der Gürtelgegend drei Rheinkiesel und mehrere eiserne Ringe, welche zu einer Gürtelkette zu gehören scheinen.

Mögen in diesen Leichen die ingenui Franci, die *freien Franken* zu erblicken sein, welche mit Schwert und Lanze, mit Kamm und Urne dem heimatlichen Boden übergeben wurden, so werden einzelne besonders *reich* und *vollständig* ausgestattete Gräber Freie nach höherer Ordnung, *Edelinge* oder *Nobiles* bergen. Zwei Gräber dieser Art lagen am tiefsten: 2,30 m; unmittelbar über dem grünen Meeresletten waren ihre Körper beigesetzt, von denen allerdings ausser kleinen morschen Knochenteilen wenig erhalten geblieben war. Neben den Resten einer solchen *männlichen* Leiche (Nr. 10 der 11 bisher blossgelegten Gräber) lagen in der Fussgegend folgende Beigaben:

1. Die 55 cm lange, eiserne Lanze mit rautenförmigem Blatte.
2. Das Wurfbeil, die Francisca, welche man als Nationalwaffe der Franken bezeichnet, aber doch dazu zu selten vorkommt.
3. Der helmartige Schildbuckel aus Eisen, am breiten Rande geschmückt mit einer Reihe platter Bronzenägel.
4. Das eiserne Messer, der Sax.
5. Ein eiserner Sporen mit bronzenen Rundplatten an beiden Enden.
6. Eine bauchige, schwarze Graburne, in deren Innern ein 10 cm hoher Glasbecher, mit parallelen Rippen geschmückt, lag (ein sogen. „Klupper“ oder „Gungel“ [1]).
7. Auch der *Obolus*, eine stark oxydierte römische Kaisermünze, fehlte nicht.

Andere Gegenstände, *Eisensachen*, hatten keine bestimmte Form mehr. Und dass diesem fränkischen Rittersmann im Jenseits das Schlachtross nicht fehle, so war rechts vor seinen Füssen das vollständige Skelett eines ausgewachsenen Pferdes bestattet. Das Ross wird wohl zur Leichenmahlzeit bestimmt gewesen sein; es lagen nämlich die Knochen der Extremitäten und die Rippen im Vierecke regelrecht auf einander, während der Schädel die Decke bildete. In derselben Reihe lag ein *Frauengrab* (Nr. 16) und zwar dicht daneben; vielleicht dass sie als Ehegemahl zu unserem Edelmann gehörte. An der rechten Hand steckte ihr am Ringfinger ein Bronzereif; in der Gürtelgegend fanden sich wiederum mehrere Eisenringe und Bronzebeschläge, darunter eine 5,5 cm lange und 4,5 cm breite Gürtelschliesse aus Bronze, welche in Gestalt einer Krone à jour gearbeitet ist. Am Gürtel fand sich ferner ein eisernes Messer, eine Eisennadel mit pfeilähnlichem Kopfe und der *Obolus*, eine römische Bronzemünze aus älterer Zeit (vielleicht ein Antoninus). In der Brustgegend stiess man zur Freude der Finder auf eine Rundbrosche von 6 cm Durchmesser (vgl. Taf. XIII, Fig. 1). Dieselbe besteht aus zwei gestanzten und künstlich ornamentierten, durch einen Reif von 0,7 cm Höhe verbundenen Bronzeplatten. Auf der unteren derselben befindet sich die zum Verschluss dienende Eisennadel, auf der vorderen sind in kleinen Kasetten bunte Gesteine, Amethyste, Almandine, Perlmutterschalenteile, Rheinkiesel in roher Schleifung

[1] Klupper nennt man in Mittelfranken ein mit ausgerundetem Boden versehenes Trinkglas; Gungel bedeutet dasselbe in Rheinhessen.

angebracht. Das Farbenspiel dieses Brustschmuckes entbehrte seiner Zeit nicht der wohlberechneten Wirkung. Um den Hals war ein aus ca. 190 Perlen bestehender *Perlenkranz* von doppelter Kette geschlungen. Dieselben bestehen aus Mosaik, bunten Glasflüssen, Bernstein und gebranntem Thon. An der Vorderseite oberhalb der Broche befand sich in diesem Perlenkranze eine sogenannte *Bulla*, d. h. ein berlockenartiger, ovaler Anhänger. Der Mittelteil desselben besteht in einem ovalen, hohlen Flacon aus Eisen, die Umfassung bilden vier Bronzebänder. Der Schmuckartikel, der vielleicht als Behälter für Moschus oder Ambra dienen mochte, hat eine Länge von 4,6 cm. Ausser diesen Gegenständen, welche zum Teil seltener Art sind, lag bei dieser Frau ein wohlerhaltener Doppelkamm und unbestimmbare Eisenstangen. In der Kopfgegend stiess man auf zwei grosse Ohrringe aus Bronze von 3 cm Durchmesser. Dieselben bestehen aus einem kreisförmigen, $1^1/_2$ mm dicken Draht, welcher auf der einen Seite in ein massives Parallelepipedum aus Bronze von 1 cm Länge ausläuft. Dieser Würfel ist auf einer Seite mit einfachen Ornamenten geziert, welche aus eingeschlagenen Kreisen bestehen, in deren Mitte sich ein Punkt befindet.

Die bei Obrigheim an der Eis vom historischen Verein der Pfalz vorgenommenen Ausgrabungen eines fränkischen Leichenfeldes sind im März 1885 wieder aufgenommen worden und wurden bis Ende April weitergeführt und zwar unter Aufsicht von Dr. Mehlis und cand. phil. Hacker. Nach Westen zu enthielten die teilweise von Platten umgebenen Reihengräber wenig wertvolle Beigaben, höchstens einen Ring von Bronze, einen eisernen Halsring, eine Urne oder ein Messer. Die besser situierten Gräber lagen nach Osten zu in der Richtung auf die Gebäude des jetzigen Dorfes Obrigheim. Ein Grab von diesen letzteren barg in einer Tiefe von 1,75 m fünf prächtige Mosaikperlen venetianischer oder orientalischer Arbeit. In einem zweiten war ein wahrer Hüne bestattet: nach der Länge des Humerus (60 cm) muss derselbe eine Grösse von mehr als acht Fuss besessen haben. Bei ihm lag eine reiche Garnitur von Eisenwaffen und Geräten: ein mit Bronzenägeln besetzter wohlerhaltener Schildbuckel (umbo) nebst zwei Spangen (vergl. *Lindenschmit:* „Die Altertümer der merovingischen Zeit" S. 245. Fig. 177), 1 Lanzenspitze und 1 Beil, jedes von edler und ungewöhnlicher Form, 2 lange Pfeilspitzen, 1 Messer, 1 Doppelkamm, 1 Urne, 1 Ausgusskanne, beide schwarz und mit eingestochenen Ornamenten versehen. Dieser fränkische Edelmann lag 1,60 m tief gebettet. Unter den ca. 50 Gräbern, welche seither geöffnet wurden, befanden sich nur 2 männliche Leichen mit vollständiger Armatur. Der Schädel der letzteren Leiche war stark dolichocephal, während sonst Kurzköpfe in diesem Grabfelde nicht selten erscheinen. Es deutet dies auf eine bereits gemischte fränkisch-romanische Bevölkerung, welche den Wormsgau im 6. bis 8. Jahrhundert nach Christus bewohnt haben muss.

Im weiteren Verlaufe der Ausgrabungen legte man zwei männliche Leichen mit vollständiger Ausrüstung bloss. Beide besassen den mit Bronzenägeln gezierten Schildbuckel, von welchen der eine den deutlichen Hieb eines Wurfbeiles, der Franciska, trägt, beide das lange Lanzeneisen, (= framea des Tacitus), die eine ausserdem einen 60 cm langen und 6 cm breiten Scramasax, das berühmte Kurzschwert der Franken, mit Bronzebeschlägen. Bei dem zweiten Skelett befand sich noch eine Bronzefibel aus spätrömischer

Zeit und zwar eine Wendenspange,[1]) welche gleichfalls auf östlichen Ursprung oder Einfluss deuten mag. Zu den reichsten Gräbern gehört ein am 27. März blossgelegtes Frauengrab. Bei der Leiche lag ein Collier aus verschiedenen Perlen, eine grosse Kupferschüssel und eine Bulla, welche aus einem in Silber gefassten Rheinkiesel besteht. Dieselbe war an einer langen silbernen Kette um den Hals befestigt. Diese Leiche war ferner geschmückt mit zwei goldenen Broschen in Gestalt von Fischen, welche mit eingelegten Almandinen verziert ist. Auf der Brust lagen zwei längliche, in Form eines in Strahlen auslaufenden Halbmondes gebildete Fibeln mit reicher Verzierung aus Bronze. Am Finger steckte ein massiv goldener Siegelring mit breiter Platte, die gleichfalls mit Almandinen besetzt ist. Die Ausführung dieses Ringes zeigt klassische Reminiscenzen. Der fein ciselierte Reif ist im Mittelteile von einer Wellenlinie verziert. Die Seitenleisten sind mit Halbbögen ornamentiert. Als weitere Beigaben fanden sich bei dieser reichen Edeldame drei Wirtel und ein vollständig erhaltener Eimer mit eisernen Reifen. Kleinigkeiten an Beigaben, wie Beschläge, Messer etc. sind von minderem Belang (vgl. Taf. XII).

Ein Frauengrab barg eine Perlenschnur von ca. 70 Bernsteinperlen, eine Bronzescheere (sehr selten!), eine mit 6 Almandinen besetzte Brosche, eine Bronzehafte, geziert mit Almandinen, eine Silbermünze mit der Umschrift: DN. BADVLIA. REX[2]) und ein eisernes Messer. Ein anderes Grab enthielt einen gläsernen Trinkbecher, ein drittes eine grosse Henkelurne, ein fünftes ein 73 cm langes Eisenschwert, die Semispatha, einen 30 cm langen Scramasax, eine Eisenscheere, zwei Lanzeneisen von 35 und 50 cm Länge, Schildbuckel, Gürtelschnalle, Bronzering und andere Kleinigkeiten aus Bronze.

Nicht weniger als 35 Gräber wurden im April freigelegt. Besonders reich waren dieselben an hübsch verzierten Urnen, Gefässen und Glasbechern, sowie an den seltenen Wurfbeilen (= Francisca). Von geschweifter Form wurden von letzteren drei vorgefunden. Eine der Urnen war schon im Altertum mit Blei geflickt worden. Um einen weiteren Begriff von dem Reichtum der Männergräber an Beigaben zu geben, sei der Inhalt von zweien derselben hier angegeben: Nr 7 enthielt eine grössere und eine kleinere Urne, Kamm, 2 Messer, Eisenscheere, Bronzeschnallen, 2 Pfeile, Lanze, Bronzezängchen (Pincette) und Beschläge von Bronze, Münze von Konstantin. Nr. 12 enthielt ein 80 cm langes Langschwert (Eisen) mit Scheidebeschlägen aus Bronze, Scramasax, Lanze, Bronzering, Messer, Schildbuckel mit Bronzeknöpfen, Gürtelschnalle, Bronzebeschläge (Tiefe 1,60—2 m). In den Frauengräbern fanden sich durchgehends Perlen aus Thon, Glas, Bernstein und Bronzezierrate nebst Gürtelschnallen und Thonwirteln.

Ist der Reichtum an Eisengegenständen und Schmucksachen auffallend, so haben wohl erstere ihre Ursprungsstätte in dem 3 Stunden nach Westen gelegenen Eisenberg (Rufiana

[1]) Vgl. Hostmann: „Der Urnenfriedhof bei Darzau", Taf. VII, Fig. 9—11, 13—14. Hostmann S. 67—72 verbreitet sich über das Herkommen dieser den Übergang von der Wendenspange zur Drahtspange bildenden Fibel der mittleren Kaiserzeit und weisst ihre Provenienz auch für das Rheinland nach.

[2]) Badulia, Beiname des Gotenkönigs Totila nach Jornandes Romana 379 und 380 der Mommsen'schen Einteilung, wie mir Herr Kollega Dr. Martens von Tauberbischofsheim mitteilt. Diese Totilamünze, ohne Zeichen längeren Gebrauches, hat für die Chronologisierung des Grabfeldes und zwar für Bestimmung des terminus a quo hohen Wert. (Vgl. Taf. XIII, Fig. 25 a und b). Nach Dr. Köhl fand sich im Wormser Grabfelde eine gut erhaltene Silbermünze von Theoderich dem Grossen.

des Ptolemaeus), wo zur Römerzeit und vorher schon eine starke Eisenindustrie betrieben ward (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", VI. Abt.). Letztere Gegenstände wurden wohl in dem nahen Worms, der Hauptstadt des Wormsergaues, in welchem Obrigheim liegt, en masse hergestellt. — Die letzten Grabungen — — Ende April 1885 — lieferten unter anderem zwei mit Silber tauschierte Eisenplättchen und eine Münze des Kaisers Tetricus.

Die Ausgrabungen im fränkischen Grabfelde bei Obrigheim sind auch im Frühjahre 1886 fortgesetzt und bis zum Schlusse derselben abermals 28 Gräber blossgelegt worden und zwar in südlicher Richtung. Die meisten derselben bargen ausser dem Skelette nur ein Messer, einen Kamm und Gefässtrümmer. Nur zwei Gräber zeichneten sich durch hervorragende Funde aus. In Nr. 15 lag bei der Leiche eine vollständig erhaltene Spatha, das fränkische Langschwert, von ca. 90 cm Länge. Ausser dem Griff sind die Bronzeleisten, welche den hölzernen Griff einfassten, wohl erhalten. Nach Lindenschmit („Altertümer der merovingischen Zeit", Seite 224) trugen die Spatha nur hervorragende Edelinge oder ausgezeichnete Krieger. Ferner schmückten das Grab dieses Edelings 1 Lanze, 1 mächtiger Schildbuckel, 1 Glasteller, 1 Kamm, Gefässreste und eiserne Beschläge eigentümlicher Art. Ähnlich war das Inventar bei Grab Nr. 17. Hier barg die Erde ausser der Lanze und dem Schildbuckel einen Eimer mit eisernen Beschlägen, ein Kästchen aus Holz, mit feinen Bronzebeschlägen bedeckt, welche von zierlich eingepunzten geometrischen Ornamenten bedeckt sind. Ausserdem schmückten diese Leiche elegante Riemenbeschläge aus Bronze, am Finger ein Bronzering, eine mächtige tauschierte Eisenschnalle am Gürtel, Feuersteine und Schlageisen, 1 Kamm, Gefässfragmente. Neben der Leiche lag das Skelett eines Hundes von der Grösse eines mittleren Hühnerhundes. Im Grabe Nr. 14 lagen 1 m tief 3 Schädel, von denen zwei anscheinend weiblichen Personen angehörten. Im 24. Grabe barg sich 1 Lanze und 1 spitzer Schildbuckel, 1 Brosche, Knöpfe und Gürtelschnallen. Die letzten Leichen lagen 3 m tief, was auf ein Fallen des Terrains um 1,50 m hinweist. — Wenn auf ca. 30 Gräber drei Edelinge treffen, so haben wir damit das Verhältnis charakterisiert, in welchem gegen Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. (die Silbermünze mit der Inschrift „Badulia rex" gehört dem Gothenkönig Totilas an, welcher 552 bei Taginä fiel) die Hörigen zu den Adeligen im Frankenlande standen. Auch durch die früheren Grabungen vom Jahre 1884 und 1885 wurde dies Verhältnis zwischen der dienenden und der herrschenden Klasse bei den Rheinfranken zur Merovingerzeit bestätigt. Ausserdem wurde beobachtet, dass nach dem Süden des Grabfeldes zu die Leichen weder Urnen noch Gläser als Beigaben besitzen, auch fehlt die römische Münze als Obolus. Daraus und aus dem Mangel an Funden nach Süden zu ist der Schluss zu ziehen, dass der *ältere* Teil des Grabfeldes gen Norden lag, und dass nach Süden die zeitlich *jüngsten* Leichen bestattet liegen. Das zeitliche Ende des Grabfeldes fällt wohl in das 7. Jahrhundert, während der Hauptteil desselben in das 5—6. zu setzen sein wird.

II. Die Grabfunde und deren Herkunft.

Das Inventar der ca. 150 Gräber[1]) ist im ganzen ziemlich gleichförmig und zerfällt in Gräber mit *reicher* Austattung, in solche mit *armer* und solche *ohne* jede Beigabe. Auf *Leichenraub* weist kein Anhaltspunkt hin. — Am meisten Gräber *ohne* jede Beigabe fanden sich nach Süden, dem Orte Obrigheim zu. Hier trafen auf 20 Gräber nur 2 reiche und 1 ärmeres Grab. In den oberen nach Norden zu liegenden Gräbern lagen *durchschnittlich* Beigaben, nur in ganz vereinzelten Fällen fehlten solche. Auch diese Thatsache leitet auf den obigen Schluss, dass wir die zeitlich ersten Gräber in den oberen, der Anhöhe zu gelegenen zu erblicken haben, während die späteren in den nach Süden gelegenen zu sehen sind.

Häufig waren die Reste von Sargteilen und zwar von Eichenholz. Zur Einfassung der Gräber verwandte *Steine* fanden sich vereinzelt; förmliche *Plattengräber* kamen nicht vor; bei einzelnen Grabsetzungen waren Findlinge zur Einfassung des Kopfes zusammengestellt.

Die Aufzählung des Gesamtinventares erscheint ermüdend, und so folgt hier nur das Inventar über die im April 1885 blossgelegten 35 Gräber.

1. Grab: Perlen: 2 aus Glas, mehrere kleine, aus je drei Kugeln bestehende, ebenfalls aus Glas, sonst aus Thon, 10 aus Bernstein; im ganzen 24 Stück.

2. Grab: 1 Lanze, verrostete Eisenteile.

3. Grab: 2 Pfeile, 1 Lanze, 1 Wurfbeil, 1 schwarze Urne, 1 Eisenscheere, 1 Bronzeschnalle, Bronzeknöpfe.

4. Grab: 1 Lanze, 1 Scramasax, 1 Messer, Fragmente einer roten Urne, Bronzebeschläge, à jour gearbeitet, zu einem Kästchen gehörig (?).

5. Grab: Eisenplättchen mit Bronzeknöpfen.

6. Grab: Perlen (6 aus Bernstein, 7 aus Thon), Gürtelschnalle aus Bronze, Bronzefingering, Glasbecher in der blossen Erde.

7. Grab: 1 grössere, schwarze Urne, 1 mit Blei geflickte kleinere, schwarze Urne, 2 Messer, Kammteile.

8. Grab:[2]) 1 Lanze, 3 Pfeile, 1 mit Wellenlinien verzierte schwarze Urne in Fragmenten, Münze von Konstantin.

9. Grab: 1 Lanze.

10. Grab: 2 Pfeile, 1 Lanze, 1 Eisenscheere, 1 Bronzeschnalle, 1 Bronzepinzette, 1 Bronzebeschläg in Gestalt zweier durch eine Zunge verbundener Kreise.

11. Grab: Perlen und zwar 1 kleine, grüne Glasperle, 2 längliche aus grünem und blauem Glas, 1 gelbe und 5 weisse Thonperlen, Bronzefingerring, Eisenteile (Beschläge?)

[1]) Die dem historischen Vereine der Pfalz gehörenden Fundstücke wurden im röm.-germ. Centralmuseum zu Mainz unter Leitung von Direktor Dr. Lindenschmit in ganz vorzüglicher Weise gereinigt und hergestellt und stehen zu Speier in einem eigenen Prunkschrank, Saal 3 zur Rechten des Sitzungszimmers. Auch die Hacker'schen Gegenstände wurden zum Teil in Mainz restauriert.

[2]) 6., 7. und 8. Grab waren *Doppelgräber*.

12. Grab: 1 Langsax von 73 cm Länge ohne Griff, 1 Scramasax, 1 Lanze, 1 Schildbuckel mit Bronzeknöpfen, 1 Messer, Bronzeplättchen, Bronzeknöpfe, 1 Gürtelschnalle.

13. Grab: 1 Lanze, 1 Eisenschnalle, 1 Bronzepinzette.

14. Grab: 1 schwarze Urne mit Zickzackornamenten und Wulsten, Eisen- und Glasfragmente.

15. Grab: 1 Lanze, 1 Schildbuckel mit Bronzeknöpfen, Glasbecherfragmente, Eisenteile.

16. Grab: 1 Pfeilspitze, 1 rote, kleine Urne.

17. Grab: 1 Wurfbeil von 18 cm Länge und 10 cm Breite an der Schneide, 1 Lanze, 1 Eisenscheere, 1 rote Thonschüssel (terra sigillata-ähnlich) von 22 cm Durchmesser und 11 cm Höhe.

18. Grab: kleine, schwarze Urne.

19. Grab: kleine, schwarze Urne, hübsch ornamentierte Gefässfragmente aus Thon (la-Tène-Zeit?)[1])

20. Grab: Perlen (5 aus Glas, 8 aus Thon), Bronzenadel, Bronzeschnalle, kleine Bronzeringe, Eisenringe, durchstochene römische Münzen (Anhänger), Wirtel aus Thon (mit Rest von Bindfaden).

21. Grab: ohne Beigaben.

22. Grab: Fragmente von einer Glasschale mit breitem Rand.

23. Grab: rötliche Urne.

24. Grab: Perlen: 4 aus brauner Mosaik, 2 aus blauem Glas, 1 aus Thon, 1 Glasbecher mit ausgebogenem Oberteil, 1 durchstochene römische Münze.

25. Grab: 1 Wurfbeil von 18 cm Länge und 9 cm Breite, rötliche Urne

26 Grab: mehrere kleine, rote und gelbe Thonperlen.

27. Grab: Sargteile aus Eichenholz, ohne Beigaben.

28. Grab: ohne Beigaben.

29. Grab: 1 grosse, schwarze Urne, deren unterer Teil durch trennende Wulste in 8 Felder geteilt ist (von 40 cm Umfang); darin 1 Glassbecher von der gewöhnlichen ausgebogenen Form.

30. Grab: ohne Beigaben

31. Grab: 2 viereckige Eisenplättchen mit einem aufgelegten Silberplättchen. Letzteres zeigt als Ornament Doppelspiralen; 1 kleines, längliches Bronzebeschläg, 1 Eisenschnalle, 1 Bronzehäkchen, Eisenfragmente.

32. Grab: Bronzenägelchen, viereckige Eisenstücke, Sargteile von Eichenholz.

33. Grab: Bronzefingerring, 2 römische Münzen, 1 kleines längliches Bronzebeschläg. Dicht daneben lagen Pferdeknochen, während in einem früheren Grabe ein Hundeschädel lag.

34. Grab: Kammfragmente, Sargteile von Eichenholz.

---

[1]) Nach den zahlreichen Resten von schwarzen und roten la-Tène-Gefässen, teilweise mit Wulstornamenten, war auf diesem Platze und zwar nach oben zu schon zur *vorrömischen Zeit* ein *Urnenfriedhof* oder eine Ansiedlung. Auch eine gallische Bronzemünze (Avers: Krieger mit Schwert und Schild, Revers: Bär und Schlange, vgl. Bonner Jahrbücher H. 77, Taf. V, Fig. 11) entstammt diesem Platze. Diese Münze findet sich zahlreich im Gebiete der Treverer, Mediomatricer und Vangionen.

35. Grab: Perlen, 8 aus Thon, Bronzefingerring, 5 viereckige, längliche Bronzeplättchen, an einigen Zengreste (Leinwand?), 1 Münze aus Bronze mit dem Stempel IMP C TETRICVS.

Es möge dieses Inventar eines Dritteils des Grabfeldes zur Charakteristik des Ganzen dienen! —

Was die *Qualität* der Beigaben anbelangt, so steht das Obrigheimer Grabfeld in der Mitte zwischen den an wertvollen Fundstücken ärmeren Grabfeldern der Merovingerzeit, welche südlich der Isenach und unmittelbar nördlich davon liegen, und den an Gold- und Silberfunden, sowie an tauschierten Schnallen und Platten reicheren Gräbern in der Nähe von Worms und Alzey, wie Wiesoppenheim, Gundersheim, Westhofen, Osthofen, Niederflörsheim, Flonheim, Freilaubenheim u. s. w.[1]) Die Grabfelder von Dürkheim am Michelsberg, Erpolzheim, Freinsheim, Kallstadt, Weissenheim a. Berg, Niederkirchen weisen nur geringe Beigaben, als einfache Thonperlen, Lanzen, Saxe, rohe Thonscherben, einfache und wenige Schnallen auf; nur einige von diesen Friedhöfen enthielten wertvollere Beigaben, wie der von Deidesheim die mit dem Vogel verzierte goldene Rundfibel (vgl. Taf. XII, Fig. 1), der von Rödersheim eine mit geometrischen Ornamenten in Form einer Rosette verzierte goldene Rundfibel, der von Gross-Karlbach, welcher ein prachtvolles Perlengehäng enthielt, der von Ellerstadt, in welchem sich ein silberner Armring von der Form Taf. XII, Fig. 15 vorfand.[2])

Wie sich dieser Unterschied zwischen diesen benachbarten Grabfeldern aus ziemlich *derselben* Zeit (5—7. Jahrhundert n. Chr.) in demselben Volke, dem der Franken-Alamannen erklären lässt, ist schwer zu sagen.

Thatsache ist, dass die fränkisch- alamannischen Grabfelder, je weiter dieselben in der Rheinebene nach Süden liegen, um so ärmer an wertvollen Beigaben an Schmuck und Waffen werden. Man kann durch eine von Speier über Hassloch nach Neustadt gezogene Linie diese ärmere Region abgrenzen von dem nördlich gelegenen, an Gold und Silberschmuck, Edelsteinen und wertvollen Waffen reichen Territorium. Dasselbe grenzt im Westen an das Hartgebirg und zieht sich, den Donnersberg links liegen lassend, zwischen Alsenz und Wiesbach nach Kreuznach und nach Bingen. Im Norden wie im Osten wird dies Land der reichen Grabfunde aus der Frankenzeit vom Rhein begrenzt.[3]) In diesen Grenzen, welche die Ostpfalz und Rheinhessen umfassen, liegen die altberühmten Städte *Mainz, Alzey, Worms, Speier* und ausserdem das an metallurgischer Betriebsamkeit reiche *Eisenberg*,[4]) und damit der *natürliche Schwerpunkt* der *Rheinfranken*.

---

[1]) Vgl. des Verfassers: „archäologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete". Dr. Köhl im „Korrespondenzblatt d. d. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" 1880, S. 51—57, Dr. Köhl im „Korrespondenzblatt der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst" a. m. St., z. B. V. Jahrgang, Nr. 28 und 78. Die Fundstücke befinden sich meist im Paulus-Museum zu Worms.

[2]) Diese Fundstücke liegen im Museum zu Dürkheim auf. Über die zwei Rundfibeln von Deidesheim und Rödersheim vgl. Bonner Jahrbücher, Heft 77, Seite 225—230 mit 2 Zeichnungen.

[3]) Vgl. des Verfassers „archaeologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete".

[4]) Vgl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande". II. Abt. mit Tafeln.

Fielen nun auch diese Städte 407 den Vandalen, 451 den Hunnen als Opfer der Zerstörung, so ist doch kein Zweifel, dass sie sich als *naturgemässe Brennpunkte des Verkehres*, als Sitz der Bischöfe und als zeitweise Residenz der fränkischen Könige bald wieder aus den Ruinen erhoben. Von *Worms* wenigstens wissen wir, dass der Bischof Chrodoldus sich mit der Herstellung der von den Hunnen zertörten Stadt Wimpfen beschäftigte; um so mehr wird ihm die Aufrichtung seines eigenen Sitzes am Herzen gelegen sein![1]) Von diesen Verkehrsmittelpunkten musste ohne Zweifel auf die nahen Ansiedlungen der Franken die Kultur zurückstrahlen, deren Produktionskraft zwar Hunnen und Vandalen zeitweise aufheben, aber nicht vernichten konnten.[2]) Gerade die *Schmucksachen* der merovingischen Periode selbst beweisen zum Teil den einheimischen Ursprung derselben. In Zeiten, wo der Verkehr mit Italien und Byzanz durch Kriegsläufe *dauernd* unterbrochen war, konnten Schmuckhändler schwerlich über die Alpen oder die Donau herauf an den Mittelrhein gelangen. Dies war aber z. B. der Fall in der Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr., als im Todeskampfe der Ostgothen ganz Mitteleuropa in Aufruhr kam, als Theuderich die Alamannen, die Bajuvaren und Thüringer unterwarf,[3]) als dieser gewaltthätige Eroberer seine beutelustigen Schaaren bis nach Venetien und der Etsch entsandte, als unter Butilin, Haming und Lantachar die Rheinfranken „im römischen Krieg" gegen die Byzantiner fochten, als Theudebert sich mit dem Plane trug, den Kaiser Justinian in Thrakien anzugreifen.[4]) Dass nun unsere Gräber mit diesen Kämpfen in Mitte des 6. Jahrhunderts in Verbindung stehen, dafür zeugt die Silbermünze des Totila, welche in einem reichen Frauengrabe als Obolus lag, und ein Schildbuckel, welcher eine von einer Hiebwaffe herrührende starke Einbeugung zeigt. In solchen Kriegszeiten war von einem regelmässigen *Handel* nicht die Rede, wohl aber von *Kriegsbeute*. Und so möchten wir die nach Lindenschmit[5]) auf *fremden* Ursprung hinweisenden Almandinfibeln in Fischgestalt (vgl. Tafel XII, Figur 4 und 5), die kleine Rundfibel mit eingelegten Almandinen (Tafel XII, Figur 6), ferner die feingearbeitete Bronzescheere mit eingepunzten geometrischen Ornamenten (vgl. Tafel XII, Figur 15), welche zu den gewöhnlichen eisernen Scheeren in starkem Gegensatze steht, besonders aber den Fingerreif (vgl. Tafel XII, Figur 3) mit der feinen Almandinplatte und den klassischen Wellenlinien am Aussenrande des Reifes als Kriegsbeute ansehen, welche auf *italischem Boden* von den Franken des Theudebert gewonnen war. In den altklassischen Städten an der Etsch und am Po mochten solche Arbeiten noch unter der *Gothenherrschaft* entstanden sein, welche besonders unter Theoderichs Regierung die Künstler des Ostens nach Verona, Ravenna, Mediolanum und anderen Orten gelockt hatte.

Einen anderen Ursprung dagegen dürfen wir, gestützt auf die einfachere, durch Treiben und Vergolden hergestellte Metalltechnik bei solchen Schmuckstücken annehmen, die wie die aus Edelmetall hergestellten Rundfibeln (vgl. Tafel XII, Figur 1 und 2) eine

---

[1]) Vgl. Schannat: historia episcopatus Wormatiensis, tom. prim., Seite 308.

[2]) Vgl. dazu die klaren Ausführungen von Altmeister Lindenschmit: „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit", Beilage zu III. B., 9. Heft, 4. Tafel, besonders Seite 6—10.

[3]) Vgl. Waitz: „Deutsche Verfassungsgeschichte", II. B., 2. Auflage, Seite 74—75.

[4]) Vgl. F. Dahn: „Urgeschichte der romanischen und germanischen Völker", III. B., S. 90—94.

[5]) Vgl. Lindenschmit: „die Altertümer der merovingischen Zeit", S. 439—444.

eigene Ornamentik aufweisen. Zum Teil sind zwar diese wie der Perlring klassischen Reminiscenzen entnommen, aber die damit verbundenen verschlungenen Bänder (Taf. XII, Fig. 2) und das zum Bande aneinandergereihte Fichtennadelornament weisen uns entschieden auf *barbarische Motive* hin. Das *Vogelbild* mit starkem, eingebogenen Schnabel, welches auf diesen von Obrigheim, Deidesheim, Wiesoppenheim, Beutelsbach (Schwaben) herrührenden Sceibenfibeln zu erkennen ist, hat zudem eine von ähnlichen klassischen Darstellungen z. B. des Adlers abweichende Formgebung und eine im Detail so variierende Gestalt, dass wir nach diesen gesamten Erscheinungen diese Schmuckwerke nur *einheimischer Arbeit* zuschreiben können. Wenn die lex Salica und die lex Angliorum et Werinorum[1]) ausdrücklich von *aurifex* sprechen und denselben mit dem *faber ferrarius* auf gleiche Linie setzen, so ist hieraus der Schluss zu ziehen, dass ebenso wenig der Grobschmied wie der Goldschmied als seltener Handwerker bei den Franken galt. Es erhellt diese Thatsache auch aus dem verhältnismässig niederen Strafgelde von 30, resp. 75 Schillingen[2]). Mit Recht weist ferner Lindenschmit darauf hin, dass einzelne dieser barbari aurifices auf ihren Schmucksachen nach römischer Art sich selbst nennen, wie der bekannte Ingeldus, d. i. der Germane Ingild.

Für eine heimische Schmuckarbeit des 6. Jahrhunderts halten wir darnach ebenso die Rundfibeln (Tafel XII, Fig. 1 u. 2) wie die Silber-Spange (Fig 8) mit den echtgermanischen Bandverschlingungen und den eingepunzten Dreiecken, ebenso den in Kreuzform gehaltenen goldenen Anhänger (Figur 14), sowie ihre Pendants (Figur 7 und 13) und die mit Linienornamentik geschmückten silbernen und vergoldeten Riemenzungen (Figur 9 u. 10). Ebenso ist der Silberarmring mit den feinen Strichornamenten an den verdickten Enden das Produkt einheimischer, rheinischer Arbeit und nicht weniger der in Silber gefasste Rheinkiesel und die in Bronzebänder gefasste Eisenkugel (Figur 11 u. 12). All diese Schmucksachen sind als Denkmäler *merovingisch-fränkischer Kunsthandwerker* zu betrachten.

Wir gelangen jetzt zu einer kurzen Betrachtung der auf Tafel XIII dargestellten Zierstücke und Beschläge von Bronze, welche sich nach der hellgrünen Farbe in ihrer Zusammensetzung dem mittelalterlichen Messing nähert. Im allgemeinen herrscht als Metall für feinere Beschläge die Bronze vor, für gewöhnlichere das Eisen. Nur in selteneren Fällen sind die Eisenbeschläge und Schnallenplatten mit Silber oder Gold tauschiert, sonst entbehren sie der Verzierung. Die Bronzebeschläge und Gürtelschnallen aus Bronze sind entweder gleichfalls unornamentiert oder an den Rändern hat der aurifex kleine Dreiecke oder Kreise mit der Punze eingeschlagen, welche einfache, doppelte oder selbst dreifache Reihen bilden (vgl. Tafel XIII, Figur 2, 12, 13 u. 16). Dies unklassische Ornament kehrt wieder auf der Silberspange (vgl. Tafel XII, Figur 8) und ebenso mehrfach auf dem Bauche fränkischer Gefässe. Wir fassen diese barbarische Verzierungsmethode als Anzeichen *einheimischen Ursprunges* für die betreffenden Schmuck-, Zierstücke und Geräte auf. Unter den *Bronzesachen* ragt eine Scheibenfibel hervor, deren schon oben

---

[1]) Vgl. Waitz a. a. O., II. B., 2. Auflage, Seite 168—169 und Anmerkung 3, ausserdem Lindenschmit in Beilage zum III. B., 9. H., 4 Taf. der „Altert. u. h. Vorzeit", Seite 6—10, bes. Seite 7.

[2]) Vgl. Lex Salica XXXV, 5, ed. H. Zöpfl, Seite 174—176.

erwähnt wurde (vgl. Tafel XIII, Figur 1). Nach den aus Perlreifen, Bandverschlingungen und länglichen Rhomben bestehenden Verzierungen dürfte auch dieses gestanzte und nachgepunzte Schmuckstück als Produkt *einheimischer* Schmuckarbeiter anzusehen sein.[1])

Sehr nahe steht dieser aus zwei Bronzeplatten gepunzten und montierten Brosche die eigenartige Bronzeschnalle (Tafel XIII, Figur 12). Auch sie ist aus einer Bronzeplatte gebildet und zwar ist die Öffnung für den Riemen à jour herausgeschnitten. Die Schnallenzunge ist natürlich unbeweglich und nur zum Schein als Mittelstück gearbeitet. Das Ornament ist wie bei der Bronzebrosche aus eingeschlagenen Perlreihen und ausserdem innerhalb der beiden oberen Verbindungszungen aus einer ziemlich tiefen Cannellur gebildet. Beide Fundstücke gehören *Frauengräbern* an. —

Auch die übrigen Schnallen, Beschläge und Gebrauchsgegenstände auf Tafel XIII kann man mit gutem Gewissen der einheimischen Arbeit zugestehen.

Unter den *Schnallen* sind besonders hübsch die unter Figur 7, 8 und 9 dargestellten aus guter Bronze hergestellt. Der obere Teil des Dornes endet in einer wappenschildartigen Ausladung, welche bei Figur 8 von zwei sich kreuzenden Perlreihen geschmückt ist. Die Unregelmässigkeit des eingepunzten Ornamentes legt Zeugnis ab von der in solcher Verzierungsarbeit noch ungelenken Hand des Künstlers (vgl. ähnliche Arbeit bei Lindenschmit: „die Altertümer d. merov. Zeit", F. 309 und 325).

Bei der Bronzeschnalle Fig. 11 hat sich dieser Wappenschild an der Basis des Dornes zu einer dicken Platte umgestaltet, während dies Verbindungsglied bei F. 1 noch formenvoller entwickelt erscheint. Bei den Schnallen Figur 4 und 6 hat sich dieser Dornfortsatz zu einem unabhängigen Glied, einem kleinen Beschläge entwickelt, in welchem das Tragband befestigt war. Bei Figur 4 besteht der Dorn aus Eisen. Die Eisenschnallen gehen mit Ausnahme dreier grösseren tauschierten Gürtelschnallen nicht über das Mass der handwerksmässigen, praktischen Arbeitsleistung hinaus. Zur Probe der in Gold- und Silbermischungen hergestellten Ornamentik, deren Grundprincip auf verschlungenen Bändern und Flechten beruht, diene das unter Figur 17 auf Tafel XIII dargestellte Gürtelbeschläg.[2])

Dies Motiv bildet ein Haupt-Charakteristicum der frühfränkischen Funde. Ein Gürtelschnallenbeschläg von ganz ähnlicher Ausführung ist bei Lindenschmit „Altertümer der merov. Zeit", Figur 346 abgebildet. Diese Schnalle rührt von Fronstetten im Sigmaringischen her.

Aber auch auf diesem Gebiete finden sich zu Obrigheim unverkennbare Spuren fremden Importes.

Unter den Fundstücken der Sammlung Hacker befindet sich eine Gürtelschnalle von 4,5 cm Länge und 2,7 cm Breite. Die Unterlage des Schnallenringes bildet Eisen. An den Seiten sind parallele Riefen mit Goldfäden von 4 mm Länge und 3—4 mm Breite

[1]) Eine ähnliche Scheibenfibel bei Lindenschmit: „die Altertümer d. merov. Zeit", Tafel 20, Figur 11 abgebildet. Doch besteht hier das Metall der Platte aus Gold. Diese Obrigheimer Fibel erwähnt a. a. O., S. 447.

[2]) Vgl. Lindenschmit: „die Altertümer d. merov. Zeit", Seite 445—451 und Beilage zum III. B., 9. H., III. T. der „Altert. u. heidn. Vorzeit". Mit Recht sagt er von der Tauschierarbeit, sie sei in den gallischen und germanischen Provinzen *landsässig* geworden.

ausgefüllt. In die Oberfläche des Schnallenringes sind auf jeder Seite des Dorns 6 Almandine, in Gold gefasst, eingebettet. Der Dorn und sein Befestigungshaken ist aus Bronze hergestellt und in der Platte, welche bei Figur 7 und 9 auf Taf. XIII wappenschildartig gebildet erscheint, ist hier ein Almandin von 10 mm Länge und 6 mm Breite, in Gold gefasst, einkassetiert. Diese aus Eisen, Bronze, Gold und Almandinen kunstvoll gearbeitete Schnalle kann, in Vergleich zu den sicheren Erzeugnissen heimischer Herstellung gestellt, als das Produkt kunstvollerer fremder Kunstindustrie angesehen werden geradeso wie die Almandinfibeln auf Taf. XII, Fig. 3—6.

Einfach verzierte Beschläge anderer Art sind in den Figuren 12, 13, 16 zur Darstellung gebracht. Ob die Beschläge Fig. 13 mit der kleinen, ovalen Öffnung wirklich, wie Lindenschmit a. a. O., S. 377 und Fig. 397 vermutet, zum Durchziehen eines Bandes anstatt des fehlenden Hakens bestimmt waren, muss dahingestellt bleiben. Auch die Beschläge derselben Bestimmung mit nagelkopfförmigen Fortsätzen (vgl. Lindenschmit a. a. O., Fig. 338 und 393) wurden zu Obrigheim gefunden und zwar 4 Stück in Verbindung mit einer 4,5 cm langen und 3,5 cm breiten Beschlägplatte. Der technische Zweck dieses letzten Fundes bleibt rätselhaft. Ich vermute, dass dieselben zur Befestigung eines *Schmuckkästchens* gehörten. Als ein solches kann man mit Sicherheit die Reste vermoderten Holzes und feine, geometrisch ornamentierte Beschläge aus Bronze deuten, welche in dem Edelinggrabe der III. Periode, Nr. 17 neben Eimer, Lanze, Schildbuckel, Kamm, tauschierter Schnalle etc. lagen. Von Schmucksachen allerdings fand sich neben diesem Kästchen keine Spur vor. Eigenartige Beschläge von 4—5 cm Länge und $^1/_2$—1 cm Durchmesser haben die Gestalt cylindrischer, nach oben erweiterter und auf dieser knieartigen Erweiterung mit konzentrischen Kreisen verzierter Röhrchen. Zahlreich erscheinen ferner in unserm Grabfelde kleinere, quadratische und länglich-viereckige Beschlagplättchen aus Bronze von 2,5 cm im Quadrate, 3 cm Länge und 1,8 cm Breite. Unter ihnen ragen zwei Stücke aus Eisen hervor. Dieselben haben nahezu quadratische Gestalt und tragen in Silber ausgeführte Tauschierungen, unter sich verbundene Doppelspiralen, ein zur merovingischen Zeit seltenes Ornamentmotiv.

Zum Kleingerät, das am Gürtel hing, gehören *Pinzetten aus Bronze*. Lindenschmit (a. a. O., S. 321) erklärt sie für Haarzängelchen, welche bei den Franken die Rasiermesser ersetzten. Sie sind in Obrigheim in zweierlei Form vertreten, welche nach römischen und la-Tène-Zeit-Mustern gearbeitet sind. Bei der ersteren Art (vgl. Taf. XIII, Fig. 21) bildet der obere Teil des Zängchens mit dem unteren *eine* Linie, bei der zweiten (Fig. 22) ist der untere Teil ausgeladen und bildet eine 9—11 mm breite und 15 mm lange Platte.

Auch Ohrlöffelchen aus Bronze (vgl Fig. 23) wurden wahrscheinlich, wie die Pinzetten, am Gürtel getragen, der ja Männer und Frauen schmückte. Eine einfach geöhrte, 13 cm lange Haarnadel aus Bronze stellt Figur 24 dar.

Zum Gürtel-Riemenbeschläg gehören ferner zahlreiche durchweg aus *Bronze* hergestellte *Knöpfe*. Zum Teil bestehen sie aus unverziertem Bronzeblech, wie Taf. XIII, Fig. 15, zum Teil sind sie am Rande von Canneluren umzogen und entweder von viereckiger (Taf. XIII, Fig. 14) oder von runder Form. Einen rosettenförmig gearbeiteten Knopf, dessen Mittelteil ein Kästchen von 10 mm Durchmesser bildet, fand man seltener (vgl. Taf. XIII, Fig. 5). Der Rand besteht aus einem Perlenkranz, die Platte zieren drei konzentrische Ringe.

Zum Kleiderschmuck gehören ferner noch aus Bronze gearbeitete Riemenzungen, wie Fig. 18 auf Taf. XIII. Sie waren nach Lindenschmit a. a. O., S. 344 an die Enden der langen Schuhbänder geheftet. Sie sind zu Obrigheim einfach verziert, entweder mit parallelen Kehlungen oder wie hier Fig. 18 mit je drei konzentrischen Kreisen.

Ebenso einfach konstruiert sind die *Ohrringe* der Frauen (Taf. XIII, Fig. 19). In einem weiten Ring aus Silber oder Bronze hängt eine aus Bronze oder Edelmetall gearbeitete würfelförmige Berlocke, verziert mit konzentrisch gezungten Kreisen. Wozu, abgesehen von den Treuringen, glatten Bronzereifen, bald dünnere, bald dickere *Bronzeringe* von 0,5—3 cm im Lichten dienten, ist im allgemeinen schwer zu erklären. Manche derselben mögen nach ihrer abgenützten Innenseite (vgl. Taf. XIII, Fig. 20) zum Tragen kleinerer Gegenstände, wie Schlüssel etc. gedient haben.

Wir sehen aus dieser kurzen Übersicht über die heimischen Erzeugnisse des Gürtler- und Spengler-Handwerkes, dass diesen Gewerben schon damals ein nicht zu unterschätzender Wirkungskreis zufiel. Neben dem aurifex, dem Goldschmied, musste der zonarius, der Gürtler, bei den germanischen Stämmen schon seit alter Zeit eine nicht unwichtige Rolle spielen, wenn er auch in den ältesten Gesetzen nicht namhaft gemacht ist. Oftmals mag auch sein Beruf mit dem des Goldschmiedes vereint gewesen sein, wie ja solche Übergriffe noch im Mittelalter vorkamen und in der Neuzeit die Klagen der Innungsanhänger bilden. Die *Ornamentik* dieser zwei Kunsthandwerke umfasste kein allzugrosses Gebiet: Bandverschlingungen, Viereck, Dreieck, konzentrische Kreise, einfache Canneluren. In der Formgebung prägt sich schon ein gewisser, allerdings vielfach auf *römische* Muster zurückgehender Geschmack aus. Die *Technik* war in der Verbindung der Nutz- und Edelmetalle wohl bewandert, und Punzen, Stanzen, Treiben waren diesen Künstlern keine unbekannten Manipulationen mehr. Einzelne Stücke des Gürtlerhandwerkes, wie die Hacker'sche Almandinschnalle und die tauschierten Schnallenbeschläge, lieferte wohl auch das Ausland. Aber an den Mustern der barbaricarii im Römerreich bildeten sich die barbari aurifices im Frankenlande weiter, und so entstand aus römischen und fränkischen Elementen jene sich durchdringende *Mischkultur*, welche die merovingische Zeit charakterisiert und die Vorstufe zur römischen Renaissance in der Karolingerzeit bildet.

Die Thätigkeit des einheimischen Handwerkes tritt noch deutlicher in den *Waffen und Geräten aus Eisen* hervor, welche das Obrigheimer Grabfeld in reicher Anzahl liefert. Selbstverständlich lieferten die Römer, selbst in den Zeiten ihrer Eroberung, ihren Gegnern keine Waffenstücke. War doch Jahrhunderte lang die Waffenausfuhr aus dem römischen Reiche strengstens verboten!

Von 120 Gräbern enthielten:

Lanzen	Schildbuckel	Spathae	Langsaxe	Kurzsaxe	Beile	Messer	Pfeile	Eimer	Scheeren.
19	9	1 (eine 2. in Resten)	2	3	6	21	21	3	4

Wenn das Grabfeld von Dietersheim bei Mainz in 56 Gräbern 10 Speerspitzen lieferte, so geht daraus das gleiche Verhältnis der mit der Lanze bewaffneten freien Franken für Obrigheim und Dietersheim hervor.[1]) Aus den burgundischen Gräbern von Charnay bei

[1]) Vgl. Lindenschmit: „Beilage zu Altert. unserer heidnischen Vorzeit", III. B., 9. H., IV. T., S. 12.

Dijon erhielt man aus circa 500 Gräbern nur 40 Speerspitzen, so dass das Mittelrheingebiet in den Erzeugnissen der Waffenschmiedkunst und ihres Hauptproduktes, der altgermanischen framea, eine bedeutende Ueberlegenheit über das burgundische Gebiet bekundet. Durchweg *alle* an Waffenschmuck reichen Gräber zählen als ständiges Inventarstück die eiserne *Lanze*, und da diese Waffe sich auch in ärmeren Männergräbern verhältnismässig zahlreich und stets in Verbindung mit dem Schildbuckel vorfindet, so muss die Lanze als *Hauptwaffe* der Rheinfranken zur Merovingerzeit bezeichnet werden.

Mit diesen archäologischen Thatsachen aus dem 5. und 6. Jahrhundert stimmen auch die sonstigen Nachrichten, welche schon für die Zeit des Tacitus die *Lanze* als die Hauptwaffe der Germanen und besonders der westlichen Stämme bezeichnen. Sagt doch die Germania, Cap. 6 darnach mit Recht: hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt, angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel comminus vel eminus pugnent. Et eques quidem scuto frameaque contentus est. — Gerade in die Zeit des Obrigheimer Grabfeldes fällt, wie oben erwähnt, der Zug des Frankenkönigs Theodebert nach Oberitalien anno 539. Procopius, der Augenzeuge des Gothenkrieges, berichtet nun in seiner Schilderung dieses Kampfes (II. 25) von den Franken u. a. Folgendes: „Die Reiter bilden die Leibwache des Führers und waren allein mit *Lanzen* bewaffnet. Alles andere war Fussvolk, das nicht mit Bogen und Lanzen, sondern mit Schwert, Schild und einfacher Axt kämpfte.“ Dieser Nachricht widerspricht jedoch zum Teil der Zeitgenosse des Frankenzuges nach Italien, Agathias, der von Butilins Franken (Historien II. 5) Folgendes berichtet: „Am Schenkel tragen sie das Schwert und an der linken Seite den Schild. Bogen, Schleuder und andere Waffen zum Fernkampf tragen sie nicht, sondern nur zweischneidige Äxte und die Angonen, die sie mit Vorliebe benützen.“ Nach Agathias wären also Wurfaxt und Angon, d. h. der mit Widerhaken versehene lange Speer die Hauptwaffen des fränkischen Fussvolkes im 6. Jahrhundert gewesen; nach Procopius bildete die Lanze die einzige Waffe der Reiter. Stimmen auch diese Nachrichten nicht ganz genau mit den Grabfunden, indem der Angon in Obrigheim bisher gar nicht und sonst nur selten[1]) zum Vorschein kam, so geht doch aus ihnen soviel hervor, dass *Wurflanzen* die Hauptwaffe der Reiterei und neben dem Wurfbeil auch des Fussvolkes bildeten.

Von den Typen der 19 bisher zu Obrigheim ausgegrabenen Lanzen gibt Taf. XIV, Fig. 2—7 eine Vorstellung. Während Fig. 7 die Form der einfachen *cuspis* gibt, wie sie ähnlich nur in Steineck in Oberschwaben und zu Charnay in Burgund zu Tage kam,[2]) erscheint auf Figur 6 das Speereisen mit blattförmiger, von der Tülle stark abgesetzter Form, wobei die Fortsetzung derselben eine stark hervortretende Rippe bildet. Beide Typen sind nur in *je einem* Exemplar hier gefunden. Über die Grössenverhältnisse der übrigen 17 Speereisen ist zu bemerken, dass 2 derselben nur eine Länge von 12 cm besitzen, 5 derselben schwanken zwischen 28 und 32 cm, 12 Speereisen haben eine Länge von 45—50 cm. Von den Hacker'schen Lanzen schwanken 2 zwischen 25 und 29 cm, 2 zwischen 36 und 37 cm, 1 misst 50 cm Länge. Das Grabfeld von Niederkirchen lieferte 1 Lanzeneisen von 41 cm,

[1]) Vgl. Lindenschmit: „Die Altertümer der merovingischen Zeit“, S. 180—181.

[2]) Vgl. Lindenschmit a. a. O., Fig. 153 und Text, S. 166. Die Obrigheimer cuspis hat von diesen drei die primitivste Form. Sollte diese *cuspis* eine Bogenspitze vorstellen?

das von Rödersheim von 34 cm Länge. Vom Grabfelde zu Freimersheim rühren aus *einem* Grabe zwei Lanzen her: 1 von 27 cm, 1 von 74 cm Länge.

Diese 30 Speereisen haben also folgende Dimensionen:

1. bis 12 cm	2. ca. 30 cm	3. ca. 35—40 cm	4. 45—50 cm	5. über 50 cm.
2	8	4	15	1
2	27			1

Demnach hat weitaus die Mehrzahl (27 Stück oder 81 %) ein von 30—50 cm reichendes Längemass; unter diesen herrschen wiederum mit 50 % oder 15 Stück die längeren Exemplare vor; als Ausnahmen sind Angone und diese an Länge erreichende Speereisen zu betrachten.

Die Eisen dieser längeren Lanzen (Fig. 2—5) zeigen nun bald die spitze Form einer Ahle (Fig. 5), bald die einer langgestreckten Raute (Fig. 2. 3, 4), bald die einer zugespitzten Ellipse. Im allgemeinen herrscht auch in der Formierung dieses Gebrauchsgegenstandes eine grosse Mannichfaltigkeit. Die grösseren Speereisen konnten wohl ebenso gut zum *Wurf* wie zum *Stoss*, vom Reiter wie vom Fussgänger benützt werden; die kleineren Formen von 12 cm —40 cm Länge dienten wohl nur als Wurfwaffen, als Gere

Dieselbe Mannichfaltigkeit zeigte die zweithäutige Waffe, der Pfeil auf (vgl. Taf. XIV, Fig. 8—11). Im allgemeinen herrscht die Tülle an der Angel vor. Das Blatt ist seltener bolzenförmig, häufiger hat es die Gestalt einer schmalen Raute (Fig. 10) oder eines schmalen Blattes (Fig. 9); Pfeile mit breitausgeladenem Blatt (Fig. 8) kommen seltener vor. Noch seltener sind die mit Widerhaken versehenen Pfeile. Ein Exemplar (vgl. Fig. 11) hat eine aus zwei gewundenen Eisendrähten konstruierte Tülle, eine Form, welche bei Lindenschmit: „die Altertümer der merovingischen Zeit“, S. 154 fehlt, aber in Reihengräbern zu Frankfurt a. M. und in Schwaben vorkommt.[1]) Die Pfeile (2—3 Stück) kommen entweder allein oder in Gesellschaft von Lanze und Beil vor.

Von *Bogen* fand sich bisher keine Spur, höchstens von einer eisernen *Bogenspitze*; er scheint von leichtem Holz hergestellt gewesen zu sein. Die Häufigkeit von Bogen und Pfeil bei den Franken lässt auch auf den starken Gebrauch derselben in Taciteischer Zeit schliessen. Die Stelle in der Germania, C. 6: pedites et missilia spargunt, pluraque singuli, atque in immensum vibrant, nudi aut sagulo leves muss deshalb auf die *Bogenschützen*, nicht auf *Lanzenschleuderer* bezogen werden.

Männern und Frauen gemeinsam ist eine weitere häufige Beigabe — das *Eisenmesser*. Die Klinge des Messers ist durchweg *gerade* gebildet im Gegensatz zum *krummen* Messer der la-Tène und der Hallstadt Periode. Die kleineren Messer von 10—15 cm Länge sind als Hausgeräte für Handarbeit zu betrachten, die längeren von 15—20 cm Länge und 2 cm Breite sind gleichfalls zu diesem Zweck benützt worden (Taf. XIV, Fig. 13), während Exemplare bis zu 31 cm Länge und 3 cm Breite in ihrer Anwendung und Form den Übergang zum Hiebmesser vermitteln. Solch' grössere Messer dürften als Wurfwaffen verwendet worden sein (Taf. XIV, Fig. 8).

Von den drei Arten des *Sax*, welche Lindenschmit (vgl. a. a. O., S. 206—217) unterscheidet, dem kleinen Sax (Grösse 22—33 cm), dem Langsax (Grösse 40—60 cm),

[1]) Vgl. Lindenschmit: „Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit“, B. II. H. IX, Taf. 5. Fig. 4 und 8.

dem Scramasax oder Kurzschwert. (Grösse 44—76 cm) lieferte das Obrigheimer Grabfeld nur für die beiden grösseren Arten Vertreter. Es fand sich ein Kurzsax von 36 cm Länge und 4 cm Breite, der sich vom Wurfmesser durch die an der Klinge auf beiden Seiten abgesetzte Griffzunge genau unterscheiden lässt (Taf. XIV, Fig. 15). Der Langsax mit schwächerem Rücken ist vertreten durch zwei Exemplare, das eine von 47 cm, das andere von 52 cm Länge und je 4 cm Breite. Vom Scramasax oder Kurzschwert mit starkem Rücken fanden sich ebenfalls 2 von 54 und 60 cm Länge und 6 cm Breite mit vertieften Rinnen (Taf. XIV, Figur 16 und 17). Zum letzteren gehört ein 3,2 cm breiter und 1,5 cm langer, kahnförmiger Bronzeknauf, welcher auf Taf. XIII, Figur 10 abgebildet ist. Im Dürkheimer Museum befinden sich von Obrigheim noch 4 Saxe; dieselben haben folgende Dimensionen:

1.	36	cm	Länge	4	cm	Breite
2.	39	„	„	4	„	„
3.	45	„	„	4	„	„
4.	51	„	„	5	„	„

Ein zu Freinsheim ausgegrabener Sax zeigt

5. 36,4 cm Länge 4 cm Breite.

Nach diesen 10 Saxen müssten die Dimensionen der drei Typen etwas nach unten verschoben und also eingeteilt werden:

Kurzsax	36—40	cm	Länge	4	cm	Breite
Langsax	45—51	„	„	4	„	„
Kurzschwert	54—60	„	„	6	„	„

Die *Spatha* ist vertreten durch ein vollständig mit Ortband von Bronze und Schwerthilze von Holz erhaltenes Exemplar (vgl. Taf. XV, Fig. 1). Diese seltene Waffe ist nur an der Spitze beschädigt und hat zur Zeit eine Gesamtlänge von 92 cm; davon fallen 79 cm auf die Klinge, 11 cm auf den Griff, 2 cm auf den Knauf. Ursprünglich war die Waffe um 3—5 cm länger. Die grösste derzeitige Breite beträgt 60 mm, doch ist das Eisen in der Mitte z. Z. bis auf 30—35 mm ausgefressen. Der Knauf besteht aus Eisen in der Gestalt einer abgestumpften Pyramide[1]) und trägt wohl Silbereinlagen.[2]) Von der Holzscheide fanden sich noch Teile vor, besonders in den metallenen Randleisten, welche in der Form von halbcylindrischen Röhren die Kanten der Scheide in ihren Höhlungen aufnehmen. Die Obrigheimer Scheidebeschläge haben nach Art der von Lindenschmit (a. a. O., S. 233, Fig. 153) abgebildeten Metallscheiden bis in die Mitte der Scheide reichende Fortsätze. Zu einer zweiten Spatha scheint ein starkes, zweischneidiges Klingenfragment von 5 cm Breite zu gehören.

Das *Beil* ist zu *Obrigheim* mit 8 Exemplaren vertreten, wovon 6 auf die vom historischen Verein unternommenen Ausgrabungen fallen. Es kommt nachgewiesen 5mal in Gesellschaft mit andern Waffen, wie Lanze und Pfeil vor, 1mal nur allein. In letzterem Falle erscheint das Beil als ausgesprochene *Wurfwaffe*, als die eigentliche Franciska des Linden-

[1]) Die Zeichnung gibt den Knauf kahnförmig wieder. Vgl. Lindenschmit: „Altertümer der merovingischen Zeit", S. 226, Fig. 132.

[2]) Der Knauf war bis Ende Juni in der Werkstätte des Centralmuseums zu Mainz noch nicht gereinigt.

schmit mit schmalem Eisen, gekrümmter Form und leicht geschwungener, schmaler Schneide (vgl. Fig. 7 auf Taf. XV u. Lindenschmit a. a. O., S. 189, Fig. 84). Da nun bei den mit *Waffen* ausgerüsteten Franken keinerlei Art von Werkzeugen vorkommt, so ist die vom Wurfbeil abweichende Axtform nicht für ein *Werkzeug*, sondern nur für eine *Streitaxt* zu halten. Den eigentlichen Typus dieser *Streitaxt* erblickt Lindenschmit in der Axt, welche sich nach unten und oben gleichmässig erweitert, so dass fast die Gesamtlänge der Axt die Schneidenbreite erreicht (vgl. Fig. 6 auf Taf. XV u. Lindenschmit a. a. O., S. 192—193, Fig. 91—94). In der Mitte zwischen beiden Formen steht eine im Rheinlande häufige Übergangsform mit wenig gebogener oder gerader Klinge, bei welcher die Mitte der Schneide in derselben Geraden mit der Mitte des Axthelmes liegt, und deren Eisen zum Schaft einen rechten Winkel bildet, wie bei der Streitaxt mit Doppelschneide (vgl. Lindenschmit a. a. O., S. 192, Fig. 87—90 und Taf. XV, Fig. 4). Letztere Form findet sich zu Obrigheim am häufigsten. Sie nähert sich dem Typus des im Grabe Childerichs gefundenen Wurfbeiles, kommt als Wurfbeil nicht nur bei den Franken, sondern auch bei ostgermanischen Stämmen z. B. häufig in den Grabfeldern von Keszthely am Südende des Plattensees vor,[1]) und es war bei einer passenden Konstruktion des Schaftes — Verlängerung nach rückwärts — dieses Beil ebenso gut zum Wurf geeignet, wie die eigentliche Franciska. Wollte man nun die geschwungene Form dieses Wurfbeiles als Francisca bezeichnen, so stünde das verhältnismässig seltene Vorkommen derselben auf Grabfeldern in starkem Widerspruch mit den Nachrichten des Procopius und Agathias, welche die Axt als Hauptwaffe der Franken neben der Lanze bezeichnen. Ausdrücklich aber bezeichnet Procopius das Eisen dieser Wurfwaffe als sehr stark und *zweischneidig* und ebenso Agathias[2]). Diese Nachricht kann nur auf die *Streitäxte* mit doppelter Schneide bezogen werden[3]) (vgl. Taf. V, Fig. 6) und zwar unter der Annahme, dass unter der Francisca, dem Wurfbeil der Franken, demnach nicht nur die leichtere Form des oben erstgenannten *Wurfbeiles* mit schmalem Eisen, (Taf. XV, Fig. 7) die *Schmalaxt*, sondern auch die letztgenannte *Breitaxt* zu verstehen ist (Taf. XV, Fig. 5 und 6). Bezeichnend für ihre Wichtigkeit erscheint die Thatsache, dass diese *Breitaxt* allein in den Gebrauch des *Mittelalters* übergeht.[4]) Aus ihr, der Hiltbarte, entwickelte sich durch die Verbindung mit der Lanzenform die *Hellebarte*. Das Volk der Langobarden allerdings wird mit den „*langen Barten*" ebenso mit Unrecht in Verbindung gebracht, wie das Volk der Sachsen mit dem *Sax* und das der Franken mit der *Francisca*. Eine Abart der *Streitaxt* bildet *die* Form des Beiles, bei welchem die Mitte der Schneide unter die Mitte des Axthelmes fällt. Auch dieses der Zimmeraxt

[1]) Vgl. Lipp: „Die Grabfelder von Keszthely". Budapest 1885, S. 31, Fig. 3—8. Diese Grabfelder in Ungarn bieten beachtenswerte Parallelen zu den rheinischen Fundstücken aus merovingischer Zeit.

[2]) Vgl. Procopius: „Gothenkrieg" II. 25. Agathias „Historien" II. 5. Lindenschmit selbst ist sich über das Wesen der Doppelaxt nicht ganz klar (vgl. a. a. O., S. 197 und 198); das πέλεκυς ἀμφίστομος unserer Autoren Procopius und Agathias bezeichnet nur eine Axt, die nach beiden Richtungen — nach oben und unten — schneidet, und das Wort bipennis des Gregor von Tours ist nur eine ungeschickte Übersetzung dieses Ausdruckes. Nach einer mündlichen Unterredung erklärt sich Direktor Dr. Lindenschmit mit unserer Auffassung der bipennis einverstanden.

[3]) Auf der Abbildung einer bewaffneten Schiffsmannschaft aus dem 13. Jahrhundert erscheint die bipennis; vgl. Lindenschmit a. a. O., S. 183, Fig. 80.

[4]) Vgl. Lindenschmit a. a. O., S. 193—194, Fig. 91—98.

nahestehende Kampfbeil kommt in Obrigheim unter den Waffen vor (vgl. Taf. XV, Fig. 5). Die Formen dieses fränkischen *Beiles* stehen wie die der *Lanze* in engem Zusammenhang mit dem Typus der Beile zur vorrömischen Zeit im Mittelrheinlande. Die Funde von la-Tène am Neuenburgersee enthalten mehrere Arten von offenbar zum Wurfe bestimmten *Äxten*. Zwei dieser von Gross: „la-Tène un oppidum Helvète," Planche VIII, Fig. 14—16 abgebildeten eisernen Beile bilden den Übergang von der sogenannten Francisca zum Zimmermannsbeil, welche sich zu Obrigheim am häufigsten vorfanden (vgl. Taf. XV, Fig. 5 und 6). Auch Vouga: „les Helvètes à la Tène" bringt diese Form auf Pl. XIII, Fig. 11—13 zur Darstellung. In dem Urnen-Friedhof von Mühlbach am Glan in der Nordwestpfalz, welchen Professor Harster beschrieben hat,[1]) und der nach allen Indizien, besonders den Fibeln vom Nauheimer Typus, in das 1. Jahrhundert n. Chr. zu versetzen ist, kommen ähnliche Wurfbeile gleichfalls zahlreich vor. Die auf Taf. XV, Fig. 11, 12, 14, 16 abgebildeten Äxte gehören gleichfalls zu unserer Übergangsform und stehen in scharfem Gegensatz zu Wurfbeilen wie Fig. 10 und 13, welche nach *römischem* Muster gearbeitet sind. Aber diese *Wurfbeile* erscheinen genau in dieser Form auch auf Denkmälern des 2. und 3. Jahrhunderts n. Ch. in der Westpfalz und überhaupt in den Gegenden der westlichen Gallia Belgica. Die Ausgrabungen zu Waldfischbach[2]) bringen uns auf zwei Grabstelen solche Wurfbeile in der Hand von Kriegern. Die Länge der Axt steht zu der des Stiles im Verhältnis von 1 : 3. Auch auf einem im Kastell bei Niederbieber ausgegrabenen römischem Signum treffen wir zweimal die gekrümmte Doppelaxt als germanische Waffe an.[3]) Der Übergang von der gallisch-römischen Zeit zu der spezifisch fränkischen ist damit gefunden. Schon mindestens seit dem Beginn unserer Zeitrechnung benützten germanisch-gallische Stämme am Mittel- und Oberrhein die eiserne Axt als *Waffe*. Die Umgestaltung der ursprünglichen Form mit horizontaler und etwas nach vorn gesenkter Bahn des Eisens in ein nach aufwärts gebogenes Beil, das sich zum *Wurfe* besonders eignete, ist das Verdienst der Rheinfranken. Insofern heisst diese Waffe mit Recht Francisca, d. h. Frankenbeil. Die Ostgermanen behielten die ursprüngliche la-Tène-Form bei und bildeten sie zur Zimmeraxt um.[4])

Von *Schutzwaffen* kommt in Obrigheim nur der *Schildbuckel* vor, der den hervorragenden Mittelteil des Holzschildes bildete. Auf 120 Gräber kommen 9 Schildbuckel, d. h. auf 14 Gräber 1 Schildbuckel, auf 19 Lanzen 9 Schildbuckel, auf 8 Beile 9 Schildbuckel.[5]) Das Verhältnis ist so ziemlich dem der Gräber aus der Mainzer Gegend gleich. Zu *Obrigheim* zeigen sich zwei Hauptformen:

1. die Wölbung des Umbo zeigt die Gestalt eines Kugelsegmentes (vgl. Taf. XV, Fig. 2);

2. die Wölbung hat unten die Gestalt eines Cylinders mit kegelförmigem Abschluss (vgl. Taf. XV, Fig. 3);

3. der Umbo hat die Gestalt eines eingezogenen Kegels mit stark vortretender Spitze. Letztere Form erscheint in 1 Exemplar, während die andern 8 Exemplare sich

[1]) Vgl. „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst", II. Jahrgang, 1885, S. 283—298, Taf. XV—XVIII.

[2]) Vgl. „Bonner Jahrbücher", Heft 77, S. 73—74 und Taf. VI, Fig. 3, Taf. VII, Fig. 6.

[3]) Vgl. Dorow „Römische Altertümer in und um Neuwied am Rhein", Taf. XV.

[4]) Vgl. auch Lindenschmit a. a. O., S. 195. Er übergeht jedoch die angeführten la-Tène-Formen.

[5]) Vgl. Lindenschmit a. a. O., S. 244.

auf Typus 1 und 2 gleichmässig verteilen. Der 25—40 mm breite Rand ist in 4 Fällen mit 5—6 massiven, erhabenen Lanzennägeln beschlagen.[1]) Mehrere *Schildgriffe* von der Taf. XIV, Fig. 12 abgebildeten Form sind erhalten. Der Typus des kegelförmigen Umbo erscheint schon in dem Urnenfelde von Glaumühlbach,[2]) jedoch nur mit vier Nägeln. In la-Tène[3]) hat er die Gestalt einer länglichen Platte mit erhabenem Mittelteil; doch erscheint der Umbo in der neurömischen Zeit auch schon im Osten Deutschlands in kegelförmiger Gestalt, besonders in Ostpreussen, Mecklenburg, und Jütland[4]). Doch dürften diese Umbonen römische Importartikel sein. Auch die Franken scheinen den Umbo der Römer neu umgebildet und variiert zu haben. Einer der Umbonen hat den auf Tafel XV, Fig. 2 dargestellten, von einem starken Wurfbeil herrührenden, bis auf das Holz des Schildes nach innen gehenden Hieb. Man gab dem Helden den von den Kampfspuren gezierten Schild als Ehrenschmuck mit in das Grab. Die Durchmesser wechseln von 168—185 mm, die Höhe beträgt gewöhnlich 75 mm.

Zu den Eisengeräten, welche auch des Kriegers Grab schmücken, gehören *Scheeren* und *Eimer*. Die vier Eisenscheeren lagen regelmässig bei den Leichen von Kriegern; nur die Bronzescheere (Taf. XII, Fig. 15) lag in einem Frauengrab. Die Eisenscheeren nähern sich sehr der Form der römischen Schafscheere und haben eine Länge von circa 20—22 cm[5]). Derselbe Typus der Scheere[6]) findet sich zahlreich schon mit Sachen der la-Tène-Zeit. Ohne Zweifel wurde diese Scheere schon zu dieser neurömischen Periode von einheimischer Arbeit im Rheinland hergestellt. Im Ganzen ist die in Form einer Schleife gebogene Feder bei den Franken kürzer und gedrungener, als zur la-Tène-Zeit. Auch die Schneideteile sind etwas kürzer. Eine Obrigheimer Scheere ist abgebildet auf Taf. XIV, Fig. 14. Der Typus der übrigen weicht davon nicht ab. Ganze Länge 215 mm. Länge der Feder 100 mm, der Schneide 115 mm.

Frauengräber bargen 2 Eimer, in Männergräbern kam bisher nur 1 Eimer vor. Die 3 Bänder desselben, deren Breite von 15—30 mm ansteigt, und die unten im Halbkreis eingebogenen Henkel bestehen durchweg aus Eisen. Die Wandungen waren aus Eichenholz verfertigt. Die Höhe eines rekonstruierten Eimers beträgt 23,5 cm, der obere Durchmesser 17 cm, der untere 22 cm (vgl. Taf. XVI, Fig. 1.[7])

Ausser diesen Waffen und Geräten aus Eisen fand man zu Obrigheim *pfriemenartige Geräte*, *Nägel* mit pyramidalen und grossen, abgesetzten dreieckigen Köpfen aus Eisen an. Ohne Zweifel entstammen sämtliche Eisengegenstände dieser Art den Händen des in der lex Salica erwähnten Eisenschmiedes, des faber ferrarius. Bezogen diese Obrig-

[1]) Ein im Besitze des Herrn Hacker befindlicher zeigt kegelförmige Gestalt und hat 6 Bronzeknöpfe.

[2]) Vgl. a. a. O., Taf. XV, Fig. 9 und Text, S. 292.

[3]) Vgl. Gross a. a. O., Pl. VII, Fig. 8, 9, 13. Vouga a. a. O., Pl. XX, Fig. 1—4.

[4]) Vgl. J. Undset: „Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa“, S. 158, Anmerkung 4, S. 267—269, S. 417, 439, 442 und Taf. XIII, Fig. 9, Taf. XV, Fig. 15.

[5]) Vgl. Lindenschmit: „Die Altertümer u. heidnischen Vorzeit“, III. B., III. H., V. Taf., Fig. 1, 4, 5 und „das germanische Totenlager bei Selzen“, Taf. 22, Nr. 10.

[6]) Vgl. Gross a. a. O., Pl. IX, Fig. 11, 12, 13, 19. Hostmann: „Der Urnenfriedhof bei Darzau“, Taf. X, Fig. 4 und Text, S. 86—89 hält diese Scheeren für Doppelmesser(?).

[7]) Fränkische Eimer mit Bronzebeschlägen vgl. bei Lindenschmit: „Die Altertümer unserer heidn. Vorzeit“, III. B., II. H., VI. Taf.

heimer Franken ihre Schmucksachen von den Handelsleuten im nahen *Wormaze,* so lieferte das gleichfalls in der Nähe gelegene, an demselben Flusse erbaute *Eisenberg* das treffliche Schmiedeeisen, welches diese Eisenarbeiter zur mühsamen Herstellung der Lanzen, Wurfbeile, Schwerter, Messer, Pfeile und Schilde gebrauchten. Bis in den Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. bezeugen Arcadiusmünzen die Fortdauer des Verkehres an diesem Platze, und schon 764 schenkt Bischof Chrodegang von Metz grosse Güter zu Isinburg an das Kloster Gorz.[1]) Der Vertrieb der Rohbarren wird wohl von Eisenbergs Schmelzhütten aus noch in der Merovingerzeit sich bis ins Frühmittelalter fortgesetzt haben. Es ist sogar mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die zu Rufiana-Eisenberg entwickelte römische Eisentechnik ihre direkte Fortsetzung in der Schmiedekunst der Eisenarbeiter fand, welche die im Wormsgau gefundenen eisernen Waffen und gröberen Geräte der *Merovingerzeit* hergestellt haben.

Die Kombination der *Waffen* in den einzelnen Gräbern von Bedeutung verdeutlicht folgende Tabelle, wobei unter „Gürtel" alle einzelnen Beschläge, Schnallen, Knöpfe etc. zusammengefasst sind.

Waffen und Geräte in den Männergräbern.[2])

1. Lanze. Schildbuckel. Sax. Gürtel. Münze.
2. „ „ — — Rundfibel. Nägel.
3. — — Scramasax. Messer.
4. Lanze. Schildbuckel. Beil. Gürtel. Urne und Glasbecher. Pferd
5. „ — — „ Urne. Kamm.
6. — — 3 Pfeile.
7. Lanze. Schildbuckel. Beil. 2 Pfeile. 2 Urnen, darunter Henkelurne. Doppelkamm.
8. „ — Beil und 2 Pfeile. Gürtel. Scheere.
9. „ — — Stahl und Feuerstein. Henkelurne. Kamm.
10. „ — Beil. 2 Pfeile. Gürtel. Urne. Scheere.
11. „ — Sax. Messer. „ — —
12. „ — 2 Pfeile. „ und Scheere.
13. „ — 3 „ Pinzette. Urne. Münze.
14. „ — — Gürtel.
15. „ Schildbuckel. Langsax. Messer.
16. „ — — Gürtel und Pinzette.
17. „ Schildbuckel. — Gürtel (?) Glasbecher.
18. „ — Beil. Scheere. Rote Urne.
19. — — „ — Urne.
20. Lanze. Schildbuckel. Spatha mit Scheide. — „ und Glasteller.
21. „ „ — Gürtel. Eimer. Kamm. Hund.
22. „ „ — „ Rundfibel.

[1]) Vgl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", Abt. VI, besonders S. 7, 19, 85 und Anmerkung 17.

[2]) Die Reihenfolge ist nach der Chronologie der verschiedenen Grabungen gegeben.

Wir gelangen zur kurzen Betrachtung der Gegenstände aus *Glas, Thon, Bein*, besonders der *Perlen, Gefässe, Kämme*.

Die Perlen kommen nur in Frauengräbern vor und zwar als Hals- und Handgehänge von 6—200 Stück, je nach Stand und Reichtum der Besitzerin. Material, Form und Grösse sind sehr mannichfaltig. Die kleineren, cylinderförmigen von gelber, weisser und roter Farbe bestehen aus gebranntem Thon und verdanken wohl einer auf Grund der längs dem Eisthale häufigen Porzellanerde entstandenen *Lokalindustrie* ihren Ursprung. Auch die kleinen, hellgrünen und blauen Glasperlen, meist von kugelförmiger Gestalt, sind wohl wie die Glasbecher einheimischen Ursprunges. Die Bernsteinperlen dagegen, entweder plattgebildet von 20 mm Länge zu 1.8 mm Breite und 2 mm Dicke, oder in Form von Kugeln, wurden ohne Zweifel vom Norden eingeführt (vgl. Taf. XV, Fig. 16). Ebenso wurden durch den Handel und zwar wahrscheinlich früher über Konstantinopel, Ägypten und die Levante,[1]) später von den mit dem Oriente in Verbindung stehenden Werkstätten Venedigs bezogen die kunstvoll aus farbigem Glasfluss, millefiori-Stäben und Email hergestellten grösseren Perlen (14—22 mm Länge und 8—15 mm Durchmesser). Die Verzierungen dieser Prachtstücke, welche allerdings selten vorkommen (vgl. Taf. XII, Fig. 17) bestehen in eingelegten guirlandenförmigen Streifen, in konzentrischen, sowie in nebeneinander gelagerten Kreisen, in Blumen- und Blattornamenten etc.[2]) Auch Seemuscheln (cypraea) wurden als schmückende Einsätze für die Kolliers zu Obrigheim, wenn auch selten, verwendet. Hierher gehören auch die *Spinnwirtel*, welche durchgängig in der Gestalt von abgestumpften oder zusammengesetzten Kegeln aus gebranntem Thon bestehen. Eine bei den letzten Ausgrabungen in einem Frauengrabe vorgefundene cylindrische Bronzeröhre von 30 mm Länge und 8 mm Durchmesser dürfte das Fragment einer *Nadelbüchse* sein. Geziert ist die Röhre mit parallelen Riefen.[3])

Gefässe besitzen wir von Obrigheim aus Glas, Thon, Bronze (abgesehen von den oben erwähnten Holzeimern mit Eisenbeschläg). An Gläsern sind im ganzen (Museum zu Speier und Hacker'sche Sammlung) 8 erhalten, wovon 1 in Fragmenten. Darunter sind zwei glatte Glasurnen mit ausgezogenem Unterteil (vgl. Tafel XV, Figur 10), von denen die grössere 55 mm Höhe und 75 mm oberen Durchmesser besitzt. Eine Glasschale entstammt den Grabungen vom Frühlinge 1886 und ist bisher noch nicht hergestellt. Die übrigen 6 Gefässe aus Glas bestehen in den bekannten Trinkbechern, welche unten entweder in der Form einer Halbkugel oder eines Kegels abgerundet sind und nur auf den obern Rand gestellt werden konnten (vgl. Taf. XV, Fig. 9). Sie ähneln den vom Grabfelde zu Selzen erhaltenen Formen.[4]) Einige derselben haben Längsrippen. Die durchschnittliche Höhe derselben beträgt 9—10 cm, der obere Durchmesser 6—7 cm. Auf dem Unterteil eines dieser Glasbecher (im Besitze Hackers), von besonders elegant ausgeschweifter Form, sind 6 Glasknöpfe aufgegossen. Dieser Becher hat 14 cm Höhe und einen unteren Durchmesser von 10 cm. Die Glasgefässe konnten wegen ihrer Zerbrechlichkeit, ebenso wie die Thongefässe nur an Ort und Stelle verfertigt werden. Das Eisthal

[1]) Dies die Ansicht von Cohausen in einem an den Verfasser am 9. Juni 1886 gerichteten Schreiben.

[2]) Vgl. Lindenschmit a. a. O., S. 389—391, Taf. XI, ferner von Cohausen: „Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung", XII. B. „Römischer Schmelzschmuck" mit 2 Tafeln.

[3]) Vgl. Lindenschmit a. a. O., S. 420—421 und Fig. 433—434.

[4]) Vgl. Lindenschmit: „Das germanische Totenfeld bei Sülzen", Taf. 22, Fig. 6, 7, 10 und 16.

liefert für die Glasindustrie jetzt noch vortreffliches Rohmaterial. Entweder zu *Eisenberg* oder zu Hohensülzen (etwas nördlich von Obrigheim zwischen Eis- und Pfrimmthal) musste zur Römer- und Frankenzeit die Glasindustrie geblüht haben.

Auch die zahlreich erhaltenen *Thongefässe* stellen zum teil direkte Überbleibsel römischen Töpferhandwerks vor. Zu *Eisenberg* und *Rheinzabern* findet sich jetzt noch für Verfertigung roter Töpferwaare das denkbar beste Rohmaterial, aus welchem, wie zahlreiche Töpferöfen, Stempel und Formschüsseln beweisen, vom 2. Jahrhundert n. Chr. an die terra sigillata-Waare für den Lokalverbrauch und die Ausfuhr massenhaft hergestellt wurde. Diese Fabrikation römischer Waare läuft, wie unser Grabfeld deutlich beweist, sicher bis an das Ende des 6. Jahrhunderts. Da sich dem südlichen Ende des Friedhofes zu weder ganze Gläser noch Thongefässe mehr in den Gräbern vorfanden, sondern nur einzelne Scherben *schwarzer* Urnen, so muss man daraus den Schluss ziehen, dass zu Beginn des 7. Jahrhunderts die letzten Traditionen *römischer Töpferkunst* am Mittelrhein allmählich ausgingen. Aber eines erhielt sich: Die letzten Elemente der römischen Ornamentik gingen über auf die *echt fränkischen* Gefässe. Als häufigste Verzierungen finden sich auf den letzteren in Krügen und Urnen eingedrückte, zu Figuren angeordnete Würfel und die Wellenlinie. Beide kommen nur auf Gefässen der letzten Römerzeit in Rheinhessen vor, wenngleich die Wellenlinie selten. Erstere in Verbindung mit Gitterwerk und Ziekzack auf einer Urne von Mölsheim, letztere auf einem Kruge von Esselborn in Verbindung mit Ringbändern.[1]) Daneben kommen zu *Obrigheim* wie zu *Selzen* Urnen gleich denen (vorrömischer Gefässe aus) der la-Tène-Zeit vor. Dieselben sind von plumper Form, gleichfalls von dunkel gebranntem Thon und nur selten mit einfachen linearen Ornamenten geziert. Die eigentlich *fränkischen* Gefässe von Obrigheim besitzen ausser den angegebenen noch mehrere andere Ornamentmotive, so parallele Riefen und mit Stempeln eingeprägte Doppelkreise in der Gestalt eines grossen lateinischen Cursiv-E. Im Besitze des Museums zu Speier befinden sich von Obrigheim 26 Gefässe, im Eigentum des Herrn Hacker 10. Unter den Speierern sind 20 von schwarzer, 6 von roter Farbe, unter den Hacker'schen nur 1 von roter Farbe. Von den 36 Gefässen zeigen 4 den Schmuck der *Wellenlinien* auf, während von 70 Gefässen des Grabfeldes von Wiesoppenheim 8 Wellenlinien, von 12 Gefässen des Wormser Grabfeldes 3 Wellenlinien aufweisen.[2]) Das Grabfeld von Selzen lieferte nur 1 Gefäss mit diesem Ornament, das von Dietersheim gleichfalls nur 1.[3])

Eine auffallende Erscheinung ist es, dass sich gerade dem Wormsgau gegenüber am Ufer der Weschnitz eine starke slavische Enclave findet, welche mit Sicherheit schon zur Karolingerzeit in den Ortschaften Lautenweschnitz, Wendenheim (= Weinheim), Windeneck sich niederliess.[4]) Nun gilt als Hauptornament *slavischer Gefässe* das *Wellenornament*.

[1]) Von den Römern gelangten diese Motive fast unverändert auf die Merovingerperiode; vgl. Lindenschmit: „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit." III. B., 11. H., 8. Taf., Fig. 5 und 8.

[2]) Vgl. des Verfassers Bemerkungen über Wellenlinien auf fränkischen Gefässen in den Verhandlungen der Berliner allgemeinen deutschen Anthropologenversammlung. Bericht S. 73.

[3]) Vgl. Lindenschmit: „Das germanische Totenlager bei Selzen", Taf. 22, Fig. 11 und Brief Lindenschmits vom 5. Juni 1886.

[4]) Vgl. N. Müller: „Aus dem Lande der Nibelungen" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1880, Nr. 286; über slavische Ortsnamen am linken Rheinufer vgl. Marjan „rheinische Ortsnamen", IV. Heft, S. 23—30. Er nimmt eine starke slavische Kolonie (= Sarmaten) seit dem Jahre 389 n. Ch. auf dem Hunsrück und den Moselufern an.

Es erscheint nun nicht unwahrscheinlich, dass solche slavische Einwanderer die Töpferkunst im Wormsgau beeinflusst haben, und dass die zur Römerzeit seltene Wellenlinie durch Vermischung slavischer Töpfer an das linke Rheinufer, im speziellen in den Wormsgau gelangte. Kommt doch oberhalb Dürkheim der Bergname *Slavinenberg* vor und hat die Burgruine *Schlosseck* gegenüber diesem Waldberg Gefässreste mit demselben Ductus der Wellenlinien geliefert.

Unter den Gefässen *römischer* Art unterscheiden wir 3 Typen:

1. Schale aus blassroter terra sigillata-Masse ohne Ornament mit Randleisten. Höhe = 10 cm, oberer Durchmesser = 21 cm, unterer Durchmesser = 9 cm, (selten).

2. Schale in Form eines abgestumpften Kegels; innen mit verwischten Riefen (herrührend von der Drehbank). Höhe = 7 cm, oberer Durchmesser = 19 cm, (häufig).

3. Gelbroter Becher in Form einer henkellosen Tasse (vgl. Taf. XVI, Fig. 6). Höhe = 9--10 cm, Durchmesser = 8,5—9 cm, unterer Durchmesser = 4,5—5,5 cm, (häufig).

Unter den Gefässen von *la-Tène-Typus* unterscheiden wir offene Becher und Urnen von schwarzer Farbe.

1. Becher. Hübsche Form aber plumpe Thonmasse. Höhe = 6,5 cm, oberer Durchmesser = 10 cm, unterer Durchmesser = 5,5 cm.

2. Offene Urnen von kugeliger Form und ziemlich plumpen Dimensionen. Das Ornament besteht in sich wiederholenden parallelen Strichen in senkrechter Richtung und Horizontalrinnen. Die Dimensionen sind gleich den fränkischen Gefässen Nr. 2 und 3 (vgl. Taf. XVI, Fig. 8).

Unter den eigentlich *fränkischen* Gefässen, deren Thonmasse innen rot, aussen von Schmauchfeuer *glänzend schwarz* erscheint, unterscheiden wir 4 Arten. [1])

1. Krug mit eigenem Ausguss und starkem Henkel. Ornamente: Riefen, Stempel verschiedener Art, auch Wellenlinien. (vgl. Taf. XVI, Fig. 9). Höhe = 18 cm, oberer Durchmesser = 20 cm, unterer Durchmesser = 8,3 cm, (selten).

2. Urne in Form zweier mit den Grundflächen aufeinander gesetzter abgestumpfter Kegel. Ornament: Stempel und Wellenlinien. (vgl. Taf. XVI, Fig. 10). Höhe = 14 cm, oberer Durchmesser = 14 cm, unterer Durchmesser = 9 cm.

3. Kleinere Form mit denselben Verzierungen; Formbehandlung und Thon bald feiner, bald gröber. Höhe = 8—10 cm, oberer Durchmesser = 7,8 —8 cm, unterer Durchmesser = 4— 5,8 cm (vgl. Taf. XVI, Fig. 4 und 5; der römischen Form steht Fig. 3 näher; echtfränkisch ist 4 und 5).

4. Urne in der gefälligen Form eines Cylinders mit stark eingezogenem Fusse und stark profilierten, den obern Teil umziehenden Randleisten (vgl. Taf. XVI, Fig. 3). Höhe = 15 cm, oberer Durchmesser = 8 cm, unterer Durchmesser = 7 cm.

Den Übergang von den römischen zu den fränkischen Urnen vermittelt das rote, mit Parallelriefen und oben vertikal laufenden Leisten am Bauchrande verzierte Gefäss (Taf. XVI, Fig. 7). Dasselbe hat eine Höhe von 11,5 cm, einen oberen Durchmesser von 12 cm, einen unteren Durchmesser von 8 cm.

---

[1]) Vgl. Lindenschmit: „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit“, I. B., IV. H., 5. T. Fränkische Gefässe, darunter 2, 5, 8 mit Henkeln und Ausgüssen, 1, 3, 6, 7, 9, 10, 11 mit eingestempelten Verzierungen, 4 mit parallelen Riefen.

Die *Bronzegefässe* haben nach Art vorrömischer, in die la-Tène- und Hallstadt-Zeit reichender Vorbilder die Form von gedrückten Becken. Der Rand ist 20 cm breit umgeschlagen und mit hohlgetriebenen Buckeln geschmückt. Zu Obrigheim fand sich nur ein grosses, noch dazu geflicktes Bronzebecken (vgl. Taf. XVI, Fig. 1). Dasselbe hat oben einen äussern Durchmesser von 28,5 cm, einen innern von 25 cm; unten beträgt der Durchmesser 23 cm. Die ganze Höhe beträgt 8,5 cm, die Höhe des kleinen Absatzes im Centrum des Gefässes 1,5 cm, der Durchmesser desselben 10 cm. Das Becken ist getrieben, nicht gegossen [1]) Kleinere offene Bronzeschälchen kommen häufig vor. Dieselben haben einen obern Durchmesser von 7—8 cm, einen untern Durchmesser von 5—6 cm und eine Höhe von 1,5—2 cm. Ob dieselben zum Aufheben von Haselnüssen dienten, wie die zu Worms gefundenen Bronzebecken, bleibt für Obrigheim zweifelhaft.

Auch die *Bronzeschalen* wurden nach ihrer Form, welche des besondern künstlerischen Geschmackes entbehrt, wie die Gefässe aus Glas und Thon, im Lande verfertigt. Die Töpfer hatten hier zu Lande, wie die Beckenschläger, ihre Kunst im Formen seit der la-Tène-Zeit trotz allen Kriegsstürmen bewahrt und arbeiteten nach vorrömischer, römischer und fränkischer Art, wie gewünscht und beliebt. Die Ansicht von der Vernichtung einer ganzen Bevölkerung ist hier wie anderswo aufzugeben. Das „Vangiones deleti" des Augustin mag sich in hyperbolischem Ausdruck auf die Ausrottung der *waffenfähigen* Mannschaft zu Worms und Mainz bezogen haben. Der Stock der *Handwerker* erhielt sich zu Eisenberg, Alzey u. a. O. bis auf die Merovingerzeit.

Von der Kunst der Kammmacher berichten die in Männer- und Frauengräbern zahlreichen *Kämme*. Dieselben sind aus Bein hergestellt und zum teil ist der Mittelteil derselben mit Halbbögen und konzentrischen Kreisen verziert. Sie zerfallen in Doppelkämme, wie Taf. XVI, Fig. 17, und in einreihige Kämme, wie Fig. 18. In Technik und Verzierungsweise stimmen die Obrigheimer Kämme mit den in römischen Niederlassungen gefundenen Kämmen überein.[2])

Von selbständigern Arbeitern treffen wir also in der Zeit des 6. Jahrhunderts, nach den Obrigheimer Funden zu schliessen, den *Goldarbeiter*, den *Gürtler*, den *Waffenschmied*, den *Töpfer*, den *Glasbläser* und den *Kammacher*. Fremde Handelswaaren, als Goldschmuck, Perlen, Münzen etc. brachte der Krämer ins Land. Die Handwerker rekrutierten sich wohl grösstenteils aus den im Lande verbliebenen Romanen; Goldschmiede, Waffenarbeiter und Töpfer gab es wohl unter den Knechten der Germanen schon vor der intimeren Beziehung mit den Römern.

[1]) Vgl. Lindenschmit: „Das germanische Totenlager bei Selzen", S. 15—28 und Taf. XXII, Nr. 7.

[2]) Vgl. Lindenschmit: „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit", I. B., IX. H., 5. Tafel.

III. Schlusswort.

So künden diese Gräber, auf welchen die Saat des Frühlings wohl 1300 Mal nach einander aufging, von deren Dasein nur dunkle Sagen bisher meldeten, deren Einwohner einst mit Theudebert gegen die Geschwader der oströmischen Panzerreiter zu Felde zogen oder schon zu König Chlodwigs Zeit auf dem Wormazfelda ihre südlichen Stammesgenossen, die Alamannen, mitbesiegen halfen,[1] von den Zuständen einer *fernen Kultur*, welche aber doch schon ihre nach Stand und Besitz festgeordneten *Formen* und ihre ungeschriebenen *Gesetze* besass. Es war ein *kriegerischer* Stamm, dessen Glieder hier bestattet lagen: Lanzen und Schwerter, Messer und Pfeile, Wurfbeile und Schildbuckel legen von ihrem thatenlustigen Sinne und ihrer trotzigen Leibesstärke beredtes Zeugnis ab. Kein einziges Werkzeug des Friedens und der bürgerlichen Beschäftigung ward bisher bei ihnen gefunden, wenn nicht das selten fehlende, fest stehende Seitenmesser auch als Werkzeug gedeutet werden kann. Die *Frauen* liebten bunten Schmuck, der in hellen Bronzebeschlägen, in glänzenden Perlen und Broschen, in Haften und Nadeln aus Edelmetall und seltenem Gestein, in Schnallen und Anhängern bestand. Und sollten diese kriegerischen Kolonisten diese schneidigen Waffen und diesen glänzenden Schmuck selbst gefertigt haben? Daran ist kein Gedanke! Wohl mochte ein Dorfschmied oder ein Krieger selber ein Speereisen wieder schärfen oder an einem zerbrochenen Schmuckstück eine leichte Reparatur besorgen, aber das Gros der blitzenden, stahlgleich gehärteten Klingen und des für jene Zeit kunstreich zusammengesetzten Geschmeides kam durch *Kauf* und *Tausch* vom Markte jener altberühmten Stadt, deren gliedergewaltiger *Dom* jetzt die letzten Strahlen der hinter uns im Gebirge untergehenden Sonne vergolden. In *Worms* im Osten war die Stätte, wo die wertvollen Waaren damals teils verfertigt, teils aufgestapelt wurden, und in *Eisenberg*,[2]) wenige Stunden von hier nach Westen, war der Platz, wo wie zur Römerzeit, so auch im frühen Mittelalter, das *Eisen* zu Framea und *Francisca* umgeschmiedet wurde. So lieferten die Endpunkte der stillfliessenden *Eisa*, die ja wohl vom *Eisen* den Namen trägt, die Hauptbeigaben unseres Grabfeldes: *Worms* Schmuck und Zierrat, *Eisenberg* Schirm und Wehr! Der *Bauer* aber und der *Edeling*, welchen die vielen *Hörigen* (mancipia) den Acker düngten und bauten, sie handelten damals wie jetzt gegen die Produkte des *reichen* Bodens ihres *Gaues* die Erzeugnisse des *Handels* und der *Industrie* ein.

Weder *Industrie* noch *Handel* war damals, in den Zeiten des 6—7. Jahrhunderts, als das Grabfeld von den Einwohnern der Frankenorte Oberkum und Colgenstein zur

---

[1]) Vgl. über den Ort der Alamannenschlacht vom Jahre 496 H. v. Schubert: „Die Unterwerfung der Alamannen unter die Franken", besonders S. 160 und 169. Nach der vita Vedosti C. 2 fand der Zusammenstoss unmittelbar am linken Rheinufer statt. Da nun gerade von *Toul* aus über *Metz* und die *Kaiserslauterer* Senke der Weg zum Herzen des damaligen Alamannengebietes am Mittelrhein führen musste, so fand der Kampf wohl entweder am Rheinübergange bei Mannheim oder bei Speier oder Worms statt. Strassburg liegt für die damaligen Grenzverhältnisse zu weit nach Süden.

[2]) Vgl. Ludwig *Beck*: „Geschichte des Eisens", 1. Abt., S. 733.

Bestattung ihrer Gemeindemitglieder benützt ward, in den Mittelrheinlanden mehr unbekannt. Schon war unter dem Einflusse der Nachkommen jener Provinzialen, welche zu Rufiana, Vangiones, Alteja, Nemetes u. a. O. in Erz und Eisen, in Silber und Gold, in Thon und Glas kunstvolle Arbeiten hergestellt hatten, eine lebhafte *Lokalindustrie* entwickelt. Schon suchten die Romanen, es den Römern in der Kunst der Waffen, in der geschmackvollen Herstellung der Schmucksachen gleich zu thun. Aber allerdings die *Besiegten* mussten sich nach dem Gefallen der *Sieger* richten, und sie selbst hatten in den Stürmen der langen Völkerwanderung zum teil die Erinnerung an die Ornamentik klassischer Vorbilder verloren. Und so entstand am Rhein sowohl wie an der Donau[2]) jene aus Motiven der klassischen Zeit mit den Verzierungsweisen der Halbbarbaren gemischte Stilart, welche wir die *meroringische* oder besser am Rhein die *fränkisch- alamannische* nennen. Jedoch stehen hier die Ornamente der römischen Periode und ihre technischen Fertigkeiten vielfach *unvermittelt* neben dem künstlerischen Erbe und den Lokaltraditionen bei der *fränkischen* Bevölkerung. Vielfach sind beide Arten noch geschieden, wie Wasser und Feuer, und dem prüfenden Blick kann die Provenienz der einzelnen Stücke nicht verborgen bleiben. Um eine höhere Einheit zu schaffen, um es zur Entwickelung des romanischen Stiles kommen zu lassen, als dessen leuchtende Werke im Mittelrheinlande und in der Kurpfalz die Dome von Worms und Speier zum Himmel blicken, mussten zuerst Jahrhunderte über die rheinische Erde hinweggehen und erst eine Renaissance des römischen Kunstbetriebes in der *Karolingerzeit* ihre Spuren zu Ingelheim und Aachen dem Rheinlande einprägen. Aber die *Saat*, welche zur Merovingerzeit dem Boden des Wormsgaues anvertraut worden war, ging doch nicht verloren. Es war der erste Versuch gemacht, auf *neugermanischer Erde* die stolzen Errungenschaften der Mittelmeerwelt den Händen der hohen, stolzen Gestalten anzuvertrauen, welche als Franken und Alamannen den Wunderbau des Imperium Romanum in Trümmer geschlagen hatten. Und wiederum — Graecia capta ferum victorem cepit! — gelang im Laufe eines halben Jahrhunderts der Anpassungsprozess, den schon Athen und Rom vor Jahrhunderten durchgemacht hatten. Zur Reife kam dann nach diesen Stadien der Vorbereitung die stolze Frucht der *romanischen Blütezeit*, von deren Herrlichkeit Dome und Dichter zu rühmen und zu erzählen wissen. Und als letzte Frucht dieses langen aber stetigen Kulturprozesses begrüssen wir die Stiftung der stolz flammenden Geistesleuchte, welche dem Pfälzer Lande erweckte ein weitschauender Fürst aus erlauchtem Wittelsbacher Blute in dir, du Sitz der pfälzischen Universitas litterarum,

„Altheidelberg, du feine, du Stadt an Ehren reich."

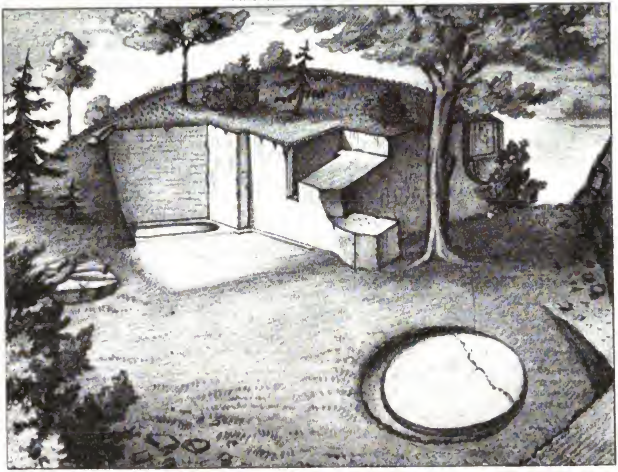
[1]) Beide Gemeinden bildeten lange Zeit eine Pfarrei; vgl. Schannat: historia episcopatus Wormatiensis, I. Tom., p. 14. Zwischen Obrigheim und Offstein lag ein jetzt ausgegangenes Dorf: Landrisheim oder Lindesheim; vgl. Acta acad. Theodoro-Palatinae, I. Tom., p. 251.

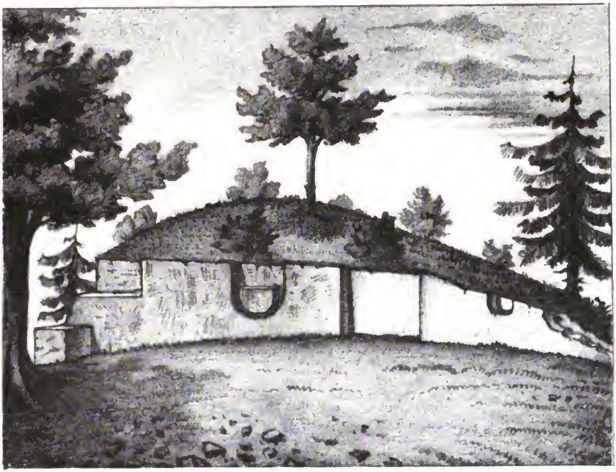
[2]) Vgl. die Ausführungen Hampels in der Schrift: „Der Goldfund von Nagi-Szent-Miklos", besonders S. 127—144.

Inhalts-Verzeichnis.

Der Teufelstein bei Frankelbach.

Ansicht von Südwest.



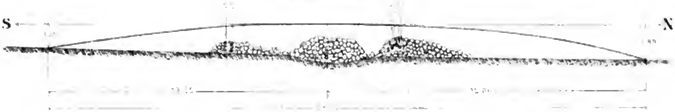


Ansicht von Südost

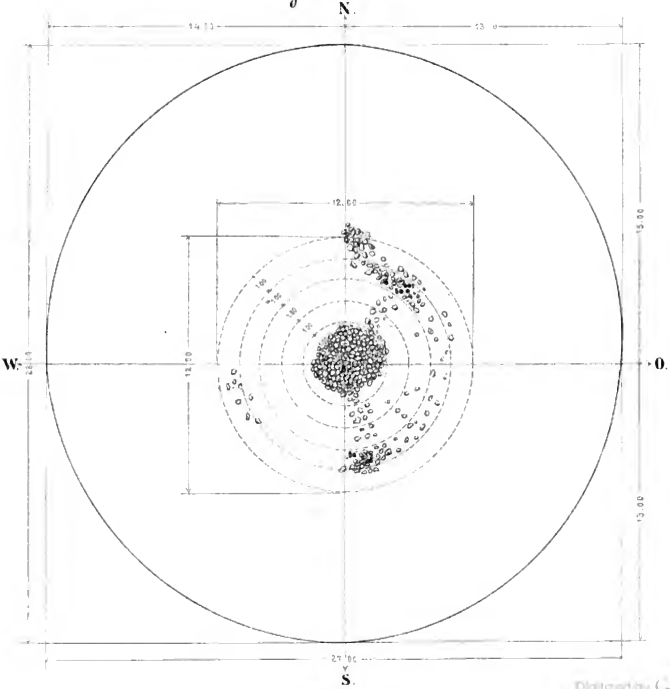
Grabhügel im Jungwald.

Grab No. I.

Querschnitt.



Grundriss.

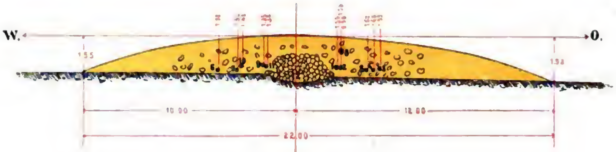


M. 1:200.

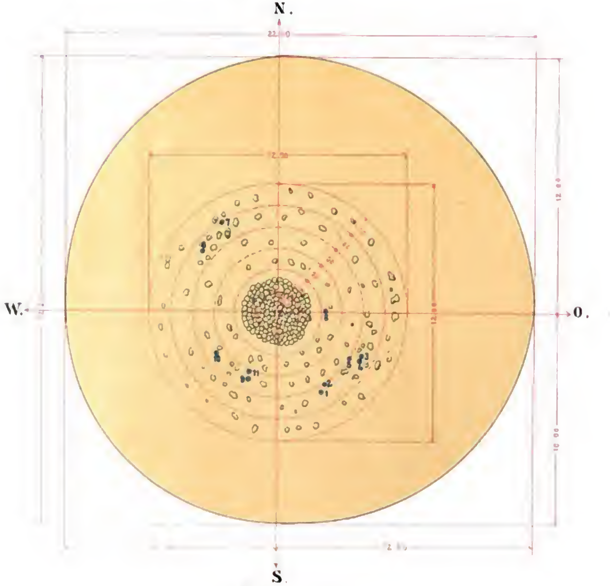
Grabhügel im Jungwald.

Grab No. II.

Querschnitt.



Grundriss.



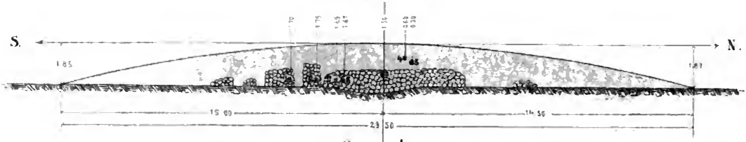
M. 1:200.

Lith. Anst. v. L. Becker Speyer

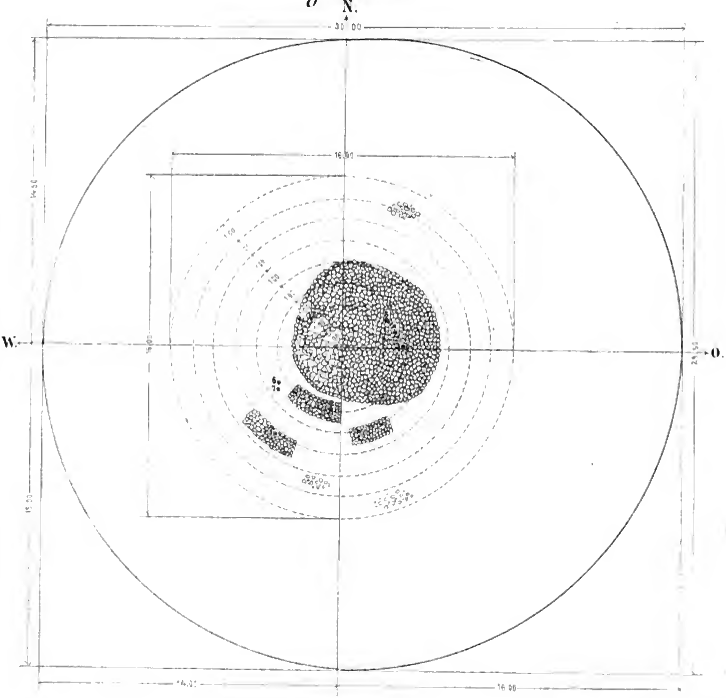
Grabhügel im Jungwald.

Grab No IV.

Querschnitt.



Grundriss.



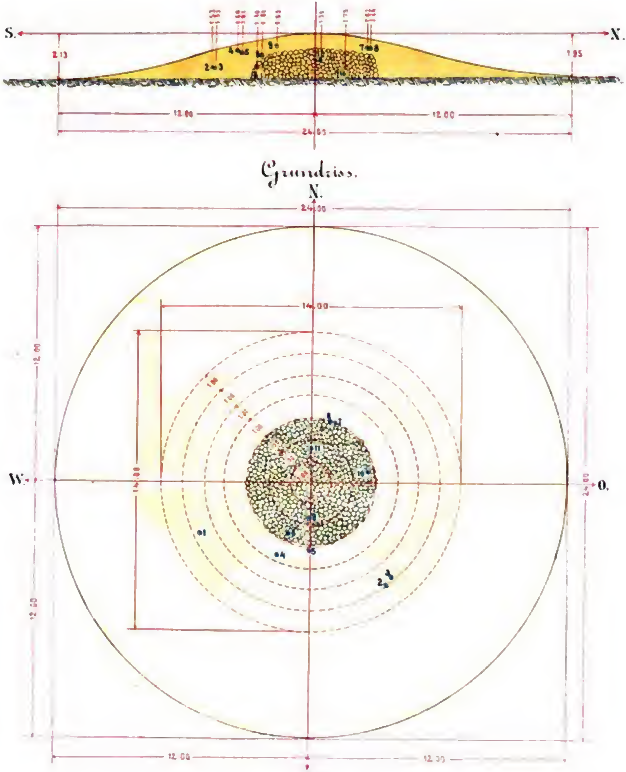
M. 1:200.

Lith. v. E. Rucker Speyer

Grabhügel bei Potzbach.

Grab No. I.

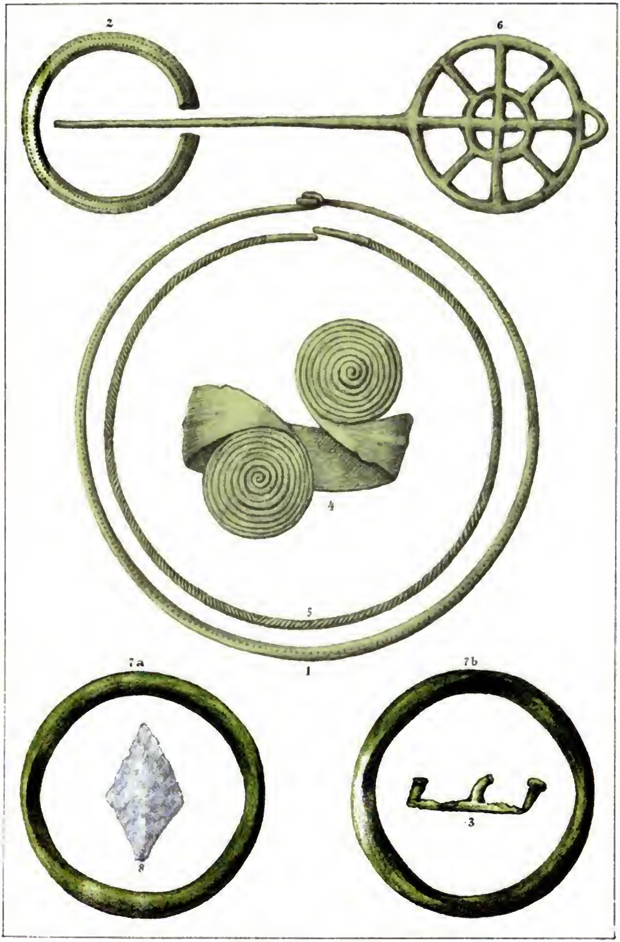
Querschnitt.



M. 1:200

Lith. Anst. v. Kuhner Speyer

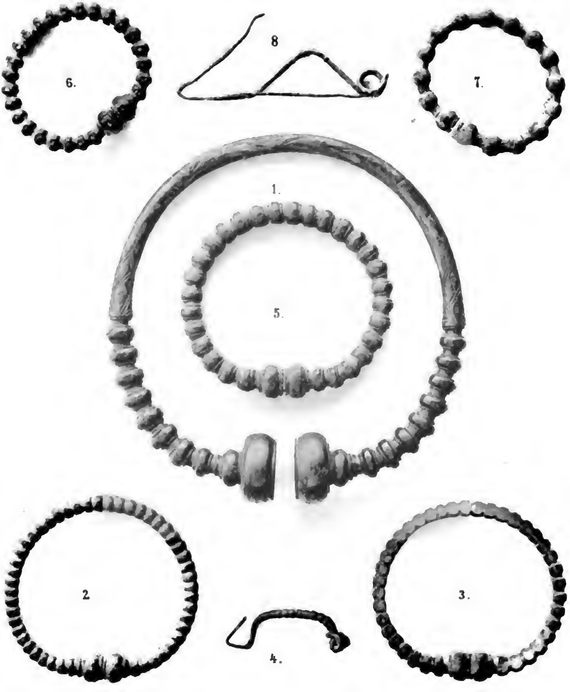
Funde aus den Jungwaldgräbern von Aschbach.



Lith. Anst. v. C. Rucker, Speyer.

N⁰ 1, 2, 5, 6 – ⅔ der natürl. Größe.   N⁰ 7a, 7b – ½ der natürl. Größe.

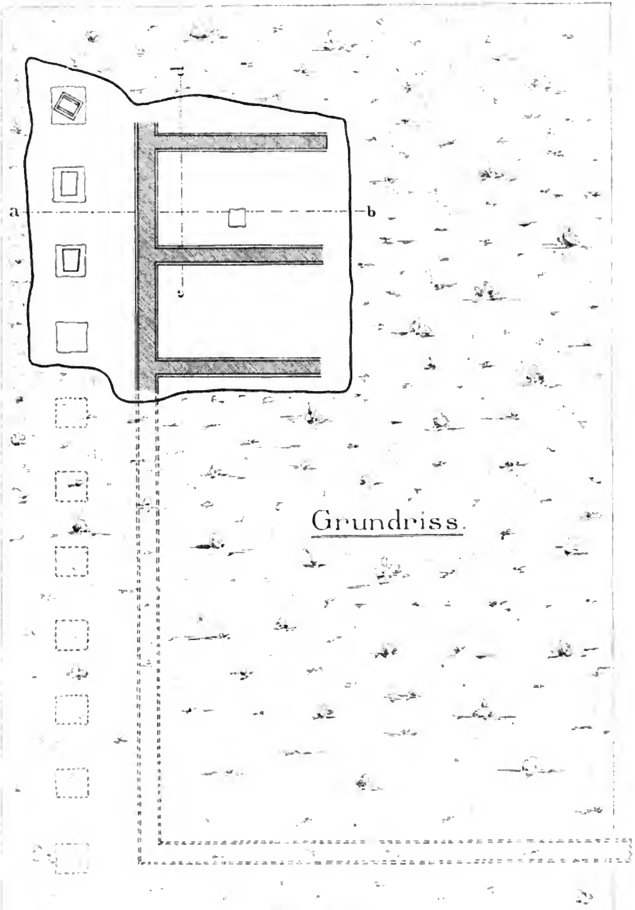
Bronzefunde von Leimersheim.



Lichtdruck v. J. Baeckmann, Karlsruhe

N.º 1-8 = ½ der natürl. Größe.

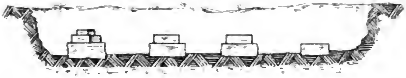
Grundriss und Profile des in Altripp auf-



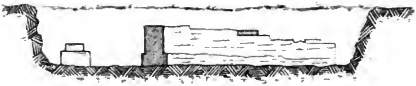
M: 1:200.

Die punktirten Linien bezeichnen die schon im [illegible] in einer Länge von [illegible] und einer Breite von [illegible]
[illegible] u. ausgebrochenen Mauerreste

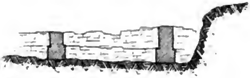
lgedeckten römischen Mauerwerkes.



Fundamentpfeiler.



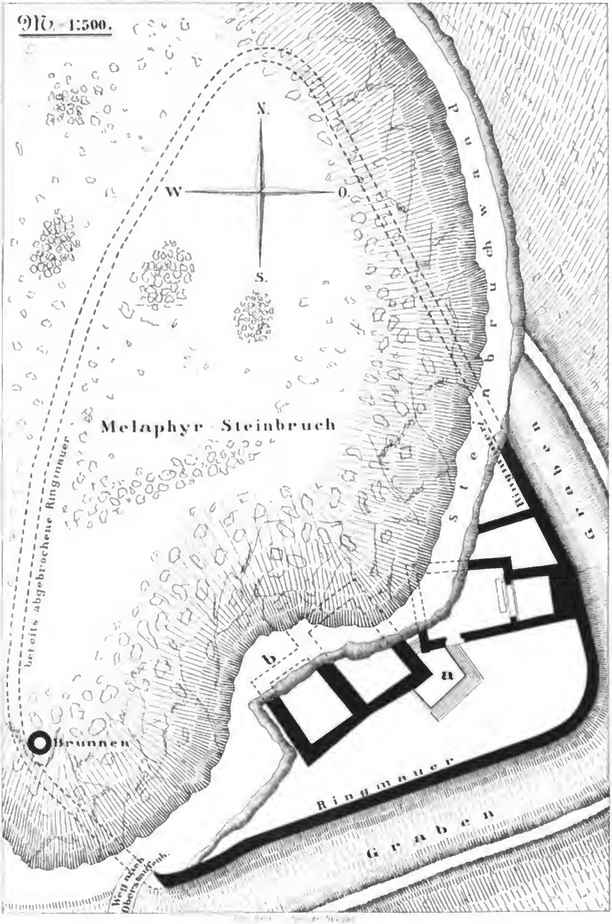
Profil: a-b.



Profil: c-d.

𝔐:1:200.

Lage-Plan der Heidenburg bei Oberstaufenbach.



Steindenkmäler von Oberstaufenbach.

5



4



6





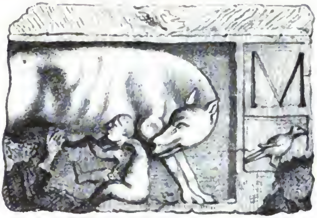
1



2



7



3 a



3 b



Steindenkmäler von Oberstaufenbach

6.



5



3



2



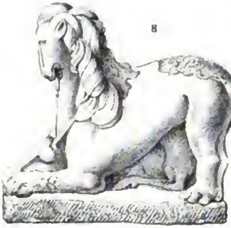
7



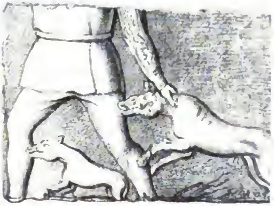
4



8



1



Edelmetallgegenstände aus

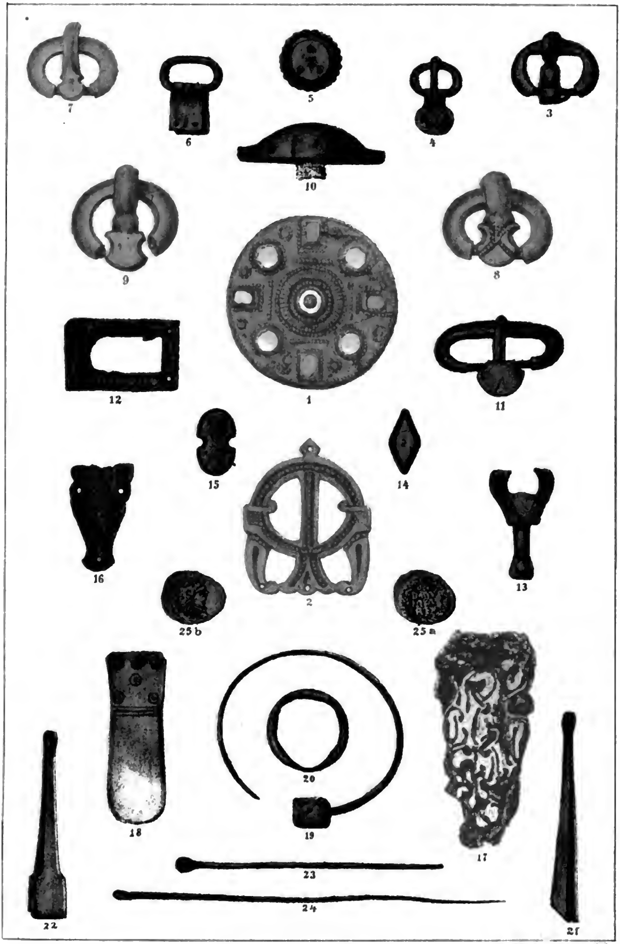
Obrigheim.



Lichtdruck v. J. Baeckmann, Karlsruhe

N⁰ 1-20 · ½ der natürl. Größe.

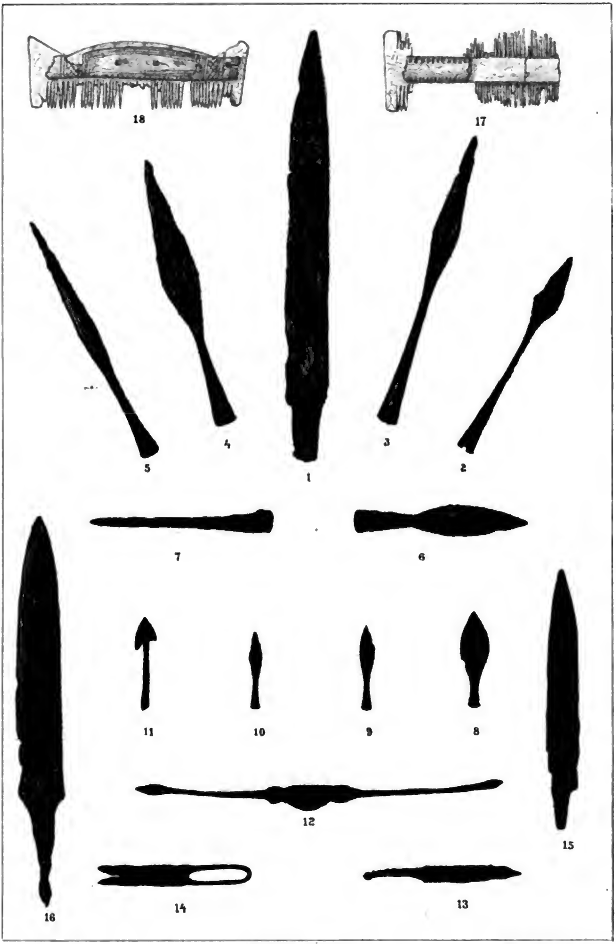
Münze u. Bronze-Schmucksachen aus Obrigheim.



Lith Anst. v. C. Rücker, Speier

N⁰ 1-13 u. 15-24 = ⅔ *der natürl. Gr.* N⁰ 14 u. 25 a u b = *natürl. Gr.*

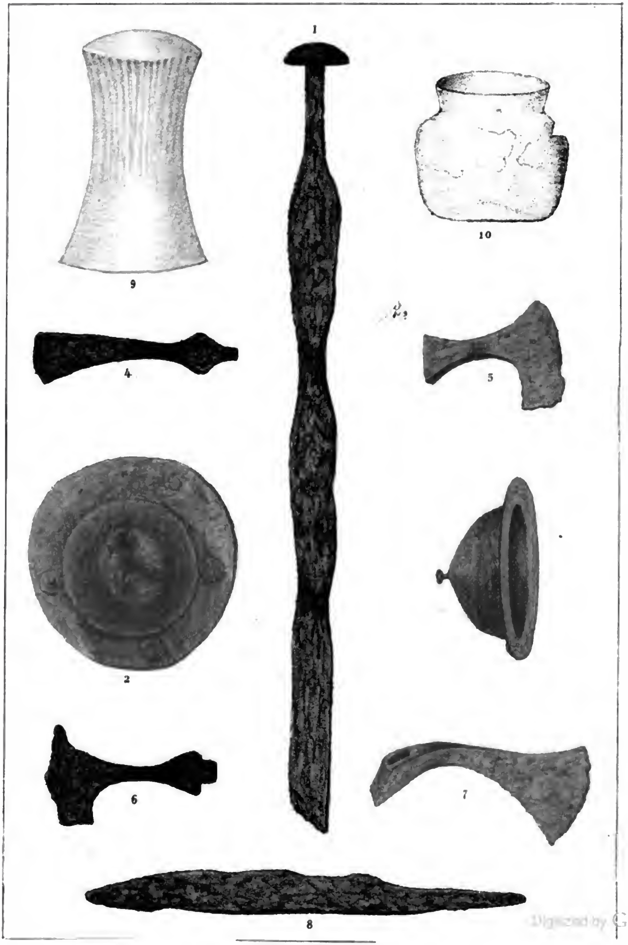
Waffen u Käme aus Obrigheim.



Lith. Anst. v. G. Rucker, Speyer

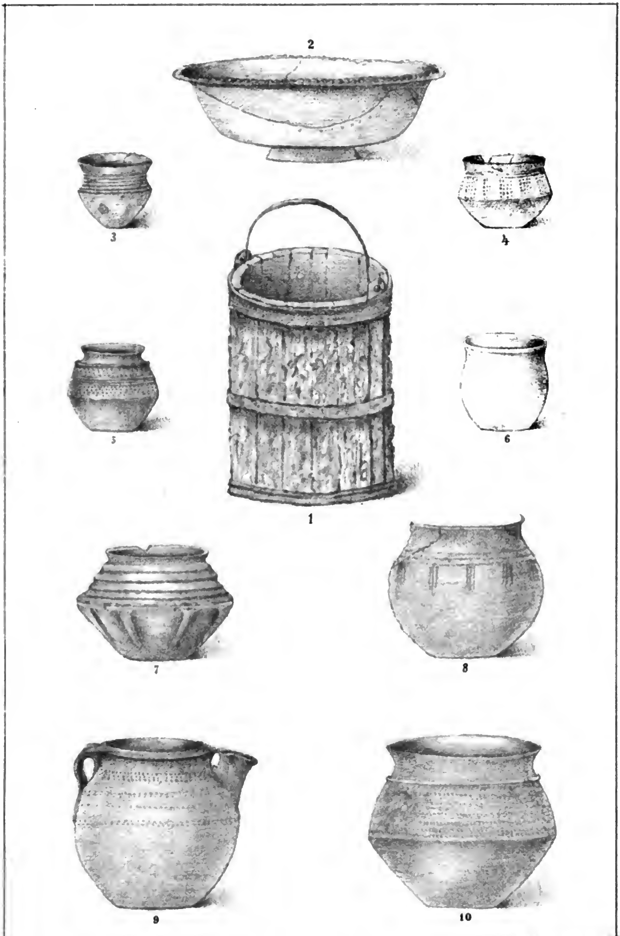
Nº 1-16 = ⅙ der natürl. Grösse.   Nº 17 u. 18 = ⅓ der natürl. Grösse.

Waffen u. Gläser aus Obrigheim.



Lith. Anst. v. C. Rucker Speier

Holzeimer, Bronze-Becken u. Thongefässe aus Obrigheim.



Lith. Anst. v. C. Rücker, Speyer.